

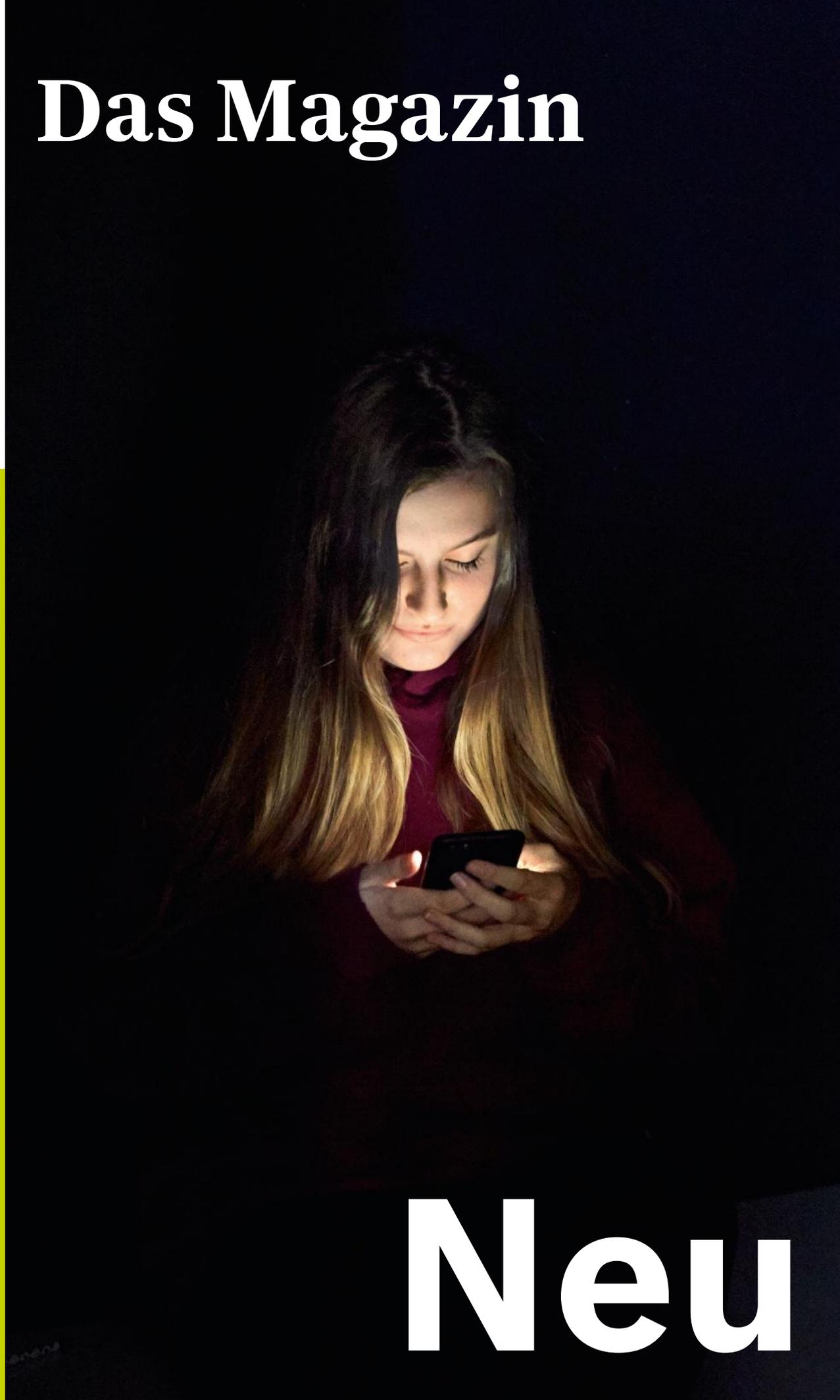
Das Magazin

Neues Lernen
Wie sieht
guter digitaler
Unterricht aus?

Neues Leben
Warum
Flüchtlinge zu
Engagierten
werden

Neues Denken
Was hilft
gegen Hass-
kommentare
im Internet?

1.18



Neu

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach mehr als zehn Jahren erscheint unser Magazin heute in neuer Gestalt. Und nicht nur das Magazin: Wir haben unser gesamtes Corporate Design weiterentwickelt. Ein neues Logo, mehr Farben, prägnantere Schrift und authentische Bilder: Das sind die wichtigsten Merkmale der Veränderung.

Es ist der Ausdruck eines inneren Wandels, den die Stiftung in den vergangenen Jahren vollzogen hat. Wir bekennen uns weiterhin zu unserem Stifter – sind aber moderner, vielfältiger und nahbarer geworden. Da war es nur konsequent, die grauen Rahmen zu sprengen, die unser altes Design geprägt haben.

Der Titel „Neu“ meint aber mehr. Neues zu gestalten und gesellschaftliche Veränderungen anzustoßen ist eine Kernaufgabe der Robert Bosch Stiftung. Einige Projekte, mit denen wir das tun, lernen Sie in diesem Heft kennen.

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen,





06

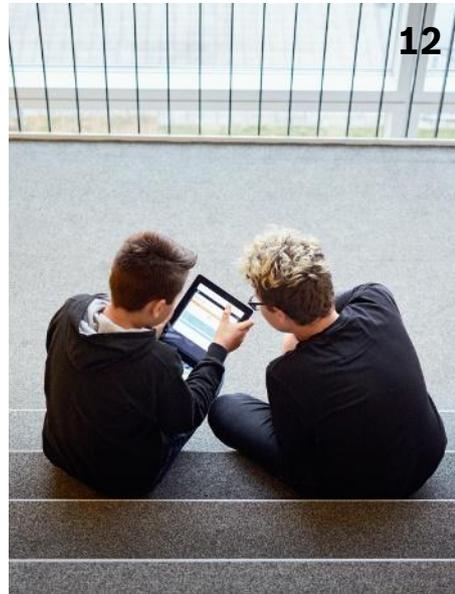
Fakten: Internet, Landflucht, Armut – wie sich die Welt gewandelt hat

07

Anfangen: Wie ein Schüleraustausch das Leben von Alise Krümina verändert hat

08

Gegensätzlich: Neues Leben für die Kleinstadt Kalbe, die bis vor Kurzem noch von Abwanderung und Verfall geprägt war



10

Momentaufnahme: Ein Tag im Leben von Hussein Hamdan, Deutschlands erstem Islamberater

12

Reportage: Wie kann guter Unterricht mit digitalen Medien aussehen?

18

Essay: Wer sind wir, wenn wir uns verändern?



20

Porträts: Flüchtlinge engagieren sich in Kultur und Medien

24

Herausforderung: Hate Speech im Internet. Drei Aktivisten geben Rat

28

Veränderer: Zwei Sozialunternehmer berichten von ihren größten Herausforderungen und deren Überwindung



30
Interview: Zwei Positionen zu sozialen Innovationen in Zeiten der Transformation

34
Infografik: PORT, das Gesundheitszentrum von morgen

36
Kurz notiert: Neuigkeiten aus Projekten und Fördergebieten der Robert Bosch Stiftung

38
Hinter den Kulissen: Die Robert Bosch Stiftung hat ein neues Erscheinungsbild bekommen.

40
Angestiftet: Dokumentarfilmer Jakob Preuss wurde zwei Mal von uns gefördert. Wie hat ihn das geprägt?

42
Kolumne: von Demokratie-Aktivistin Mareike Nieberding

„Der Erfolg hängt nicht von einer brillanten Idee ab, sondern von Beharrlichkeit. Am Ende sind es die kleinen Schritte, die eine große Veränderung herbeiführen.“

Steven Wang auf Seite 28

Was ist das Neue in der Welt?

Ob Internet oder Landflucht: Wir schauen, wohin sich die Welt dreht.

Die Zahl der Staaten weltweit, die die Freiheitsrechte ihrer Bürger einschränken, ist zwischen 2010 und 2016 von 49 auf 67 Prozent gestiegen.

Die Zahl der weltweit an Diabetes erkrankten Menschen:

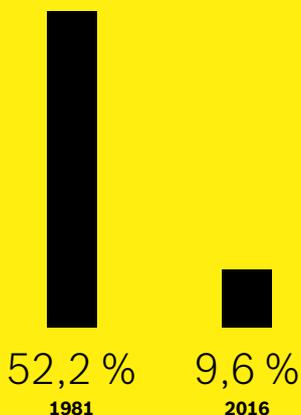
1980:

108 Mio.

2016:

422 Mio.

Weltweit leben weniger Menschen in extremer Armut*



*Pro-Kopf-Einkommen weniger als 1,25 US-Dollar



4 Milliarden

Menschen weltweit sind heute online. 2002 waren es 600 Millionen.

Trauriger Trend:
Seit 2001 wurden weltweit

22 neue Mauern

zwischen Staaten gezogen.

So viele Menschen wie nie zuvor sind auf der Flucht:

65,7 Millionen

in 2016. 2006 waren es noch 37,5 Millionen.

Weniger Nahversorgung: **28 Prozent** der Deutschen können keinen Supermarkt mehr ohne Auto erreichen.

Neue Perspektiven

Alise Krümina war das erste Mal auf einem Schüleraustausch.



Alise Krümina besucht eine Mittelschule in Bayern.

Einen Austausch mitzumachen, das war für mich eine Chance, etwas ganz Neues zu erleben. Meine Familie hat sofort gesagt: Fahr mit! Es war aufregend, allein die Sprache: Wir konnten kein Tschechisch und die Tschechen kaum Deutsch sprechen. Es war eben nicht nur ein Ausflug, sondern eine richtige Begegnung mit den Tschechen. Wir haben eine Woche miteinander verbracht, in der Schule gewohnt, wir mussten miteinander klarkommen.

Es war schnell wie zu Hause auch, es gab Schüler, mit denen ich mich gut verstanden habe. Und Mädchen, die lästern, gibt es dort genauso wie in Augsburg. Eine Freundin ist mir aus dieser Zeit geblieben. Wir reden über alles, am liebsten via Snapchat. Ein Wort auf Tschechisch kann ich auch: Ahoi! Das heißt „Hallo“. Wir mussten uns während des Austauschs mit Handzeichen, Zeichnungen und auf Englisch verständigen. Tatsächlich hatten wir viel gemeinsam: Social Media, Musik, Klamotten. Ich fand es toll, dass denen die Marken nicht so wichtig sind. Ob Nike oder H&M, das war völlig egal. Außerdem hat jeder ein Hobby: Sport, Zeichnen, Fußball,

„Meine Familie hat sofort gesagt: Fahr mit!“

Tanzen. Das gibt es bei uns nicht. Und ich finde es krass, dass viele Tschechen so zu ihrer Geschichte stehen. Da sitzen wir im Bus nach Prag und die tschechischen Schüler fangen an, Volkslieder zu singen. Das war erst komisch, so fremd, aber ich fand es letztlich gut. Wir können gar keine Volkslieder. Nicht einmal unsere Lehrerin wusste eines. Mein Blick auf die Welt hat sich auf jeden Fall verändert. Ich habe für mich mitgenommen, dass man offener zu Menschen sein sollte, dann fällt es leichter, Kontakt zu knüpfen. Ich kann mir ganz gut vorstellen, später im Ausland zu arbeiten. Diese Mobilität gefällt mir. Ich habe mich gleich um einen weiteren Austausch beworben und konnte vor Kurzem das erste Mal nach England fahren.

Alise Krümina, 16, ist Schülerin der Kappellen Mittelschule in Augsburg. Sie besucht dort die zehnte Klasse. Die Fahrt nach Liberec in Tschechien war ihr erster Austausch. Der Austausch wird von der Schule organisiert und vom Bayerischen Jugendring finanziell unterstützt. Die Robert Bosch Stiftung setzt

sich im Rahmen der Aktion „**Auslandserfahrung bringt's!**“ dafür ein, die Rahmenbedingungen des internationalen Schüler- und Jugendaustausches zu verbessern, um perspektivisch jedem jungen Menschen in Deutschland und Europa die Möglichkeit zu geben, eine Auslandserfahrung zu machen.

Die Kleinstadt Kalbe in Sachsen-Anhalt drohte, zur Geisterstadt zu werden. Bis die jungen Künstler kamen. Jeden Sommer und jeden Winter bevölkern sie Kalbe, geben Workshops und Konzerte.

Das Wendekind

Susett Kamp, 27, zahnmedizinische Fachangestellte, Kalbe

Man spürt sofort, wenn in Kalbe Künstlercampus ist. Die Stadt blüht auf. Die Zeitung ist voller, die Stimmung aufgedreht und überall fahren junge Leute mit ihren bunten Fahrrädern herum. Das sind wir sonst nicht gewohnt. Kalbe ist für mich Heimat, ich wusste immer, dass ich hierbleiben möchte. Es ist ruhig hier und jeder kennt jeden. In den letzten Jahren wurde es allerdings etwas zu ruhig, ich konnte richtig zusehen, wie es weniger wurde. Das Altstadtfest und das Burgfest, das ein ganzes Wochenende dauerte – gibt es nicht mehr. Die meisten meiner Klassenkameraden sind längst weggezogen, wir waren der letzte geburtenstarke Jahrgang, die Wendekinder. Vor etwa vier Jahren war ein Tiefpunkt erreicht. Dann kam die Künstlerstadt. Um sie möglich zu machen, haben viele Kalbenser mitgeholfen: Wir haben leere Häuser ausgeräumt und hergerichtet, Patenschaften für Künstler übernommen. Ohne unseren guten Zusammenhalt hätten wir das nicht geschafft. Den spüren auch die Künstler, ich glaube, sie fühlen sich hier sehr wohl.

Während der Campuszeit gibt es viele Veranstaltungen, mir gefallen die Konzerte am besten, bei Jazz kann ich gut abschalten. Jeden Freitag kommen Stipendiaten und Kalbenser zu einer öffentlichen Atelierbesichtigung zusammen und feiern abends gemeinsam in der Künstlerscheune. Auch Flüchtlinge sind dabei, neue Bürger werden sie in der Künstlerstadt genannt. Das gehört auch zur Initiative, dass die neuen Bürger miteinbezogen werden, sie kommen

zu den Veranstaltungen, im Garten der Nationen bauen sie Gemüse an, es gibt einen Chor der Nationen und eine internationale Adventsfeier.

Die Stipendiaten bringen nicht nur Kunst, sondern auch neue Perspektiven in die Stadt. Sie reißen uns aus unserem Alltagstrott. Sie leben entspannt in den Tag hinein. Etwas von dieser Gelassenheit habe ich angenommen, ich denke jetzt öfter, ach, wenn ich es heute nicht mehr schaffe, mache ich es eben morgen. Auch der Blick der Künstler auf unsere Heimat ist völlig neu. Eine Künstlerin hat für ihr Projekt Wohnungen und Häuser in Kalbe fotografiert, viele davon stehen leer. Ich kenne die Häu-

„Der Blick der Künstler auf unsere Heimat ist völlig neu“

ser natürlich, sie sind dreckig und verfallen. Aber bei ihr sahen sie plötzlich schön aus, sie hat Details eingefangen, das Licht, das durch das Fenster fällt, eine Fliege, die an der Wand sitzt.

Inzwischen finden auch außerhalb der Campusse wieder mehr Veranstaltungen statt, die Kalbenser sind angespornt, in der Ratsstuben gibt es öfter mal Konzerte, einige Künstler kommen auch außerhalb der Campuszeit und geben Wochenendworkshops, Malkurse für Kinder zum Beispiel. Einige Künstler überlegen jetzt sogar, sich hier ein Haus zu kaufen und dauerhaft nach Kalbe zu ziehen.



Die Initiative gehört zum Programm „Neulandgewinner“, das kommunalem Leben neue Impulse geben will. Was bedeutet das in Kalbe für einen Rentner – und was für eine Mittzwanzigerin?

Der Alteingesessene

Volker Büst, 67, Rentner aus Vienau, einem Dorf in der Einheitsgemeinde Kalbe

Am liebsten mag ich es, mit den Kunststudenten zu diskutieren. Es ist schön, mal neue Gesprächspartner zu haben, hier in Vienau gibt es nicht so viele, mit denen ich politisieren kann. Oft bin ich überrascht, wie wenig die jungen Menschen über die DDR und den Osten wissen. Aber die Künstler sind interessiert und weltoffen, das gefällt mir. Vor zwei Jahren haben meine Frau Claudia und ich das erste Mal während des Wintercampus Stipendiaten bei uns im Haus aufgenommen. Wir haben genug Platz, mein Sohn lebt in Leipzig. Ich bin hier, in diesem Haus, geboren. Damals hatten wir eine lebendige Dorfstruktur, in Kalbe gab es viele Arbeitsplätze, der Schulbus war immer voll. Heute gibt es kaum mehr Kinder in den Dörfern. Vienau steht noch recht gut da, wir haben etwa 100 Einwohner, einen eigenen Fußballclub, eine Kirche und ein Schloss. Das ist inzwischen leider verfallen, nur das Verwaltungsgebäude steht noch, darin sind jetzt die Ateliers der Künstler.

Einige Vienauer waren anfangs skeptisch gegenüber der Künstlerstadt, manche sind es immer noch. Aber viele sind neugierig. Während der Campuszeit präsentieren die Künstler jeden Sonnabend ihre Werke. Mit jeder Woche kommen mehr Besucher, auch von außerhalb. Sie machen Ausflüge nach Vienau, mit der ganzen Familie, bei schönem Wetter picknicken sie, die Kinder spielen auf der Wiese vor dem Schloss. Die Stipendiaten kommen

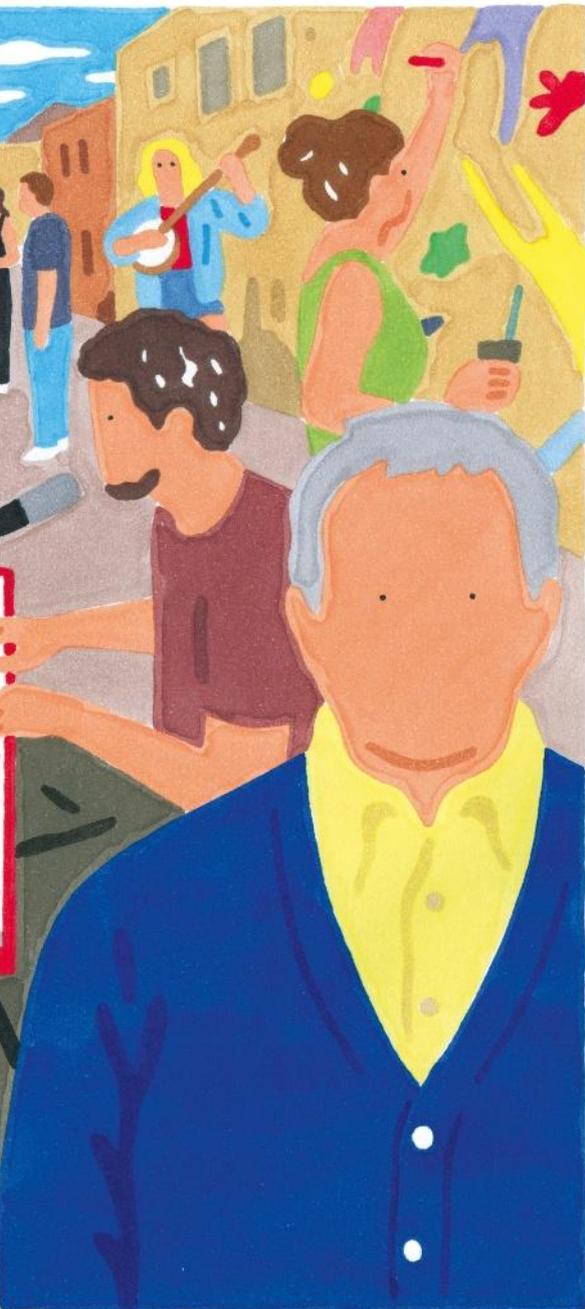
von noch weiter her, aus der Ukraine, aus Peking. Yanchuan Yang war wahrscheinlich der erste Chinese, der je Vienauer Boden betreten hat. Er spricht kaum Deutsch oder Englisch, aber wir haben uns schon verstanden. Sein Kunstprojekt war eine riesige Welle aus Ästen, die er rund um die Kirche gebaut hat. Ich habe ihm geholfen, habe Material angekarrt und die Vienauer animiert, mal mit dem Trecker vorbeizukommen und Grünzeug und Baumverschnitt mitzubringen. Zum Dank hat Yanchuan mir zwei seiner abstrakten Bilder geschenkt. Die hängen jetzt bei uns im Wohnzimmer, neben der großen Standuhr meiner Tante.

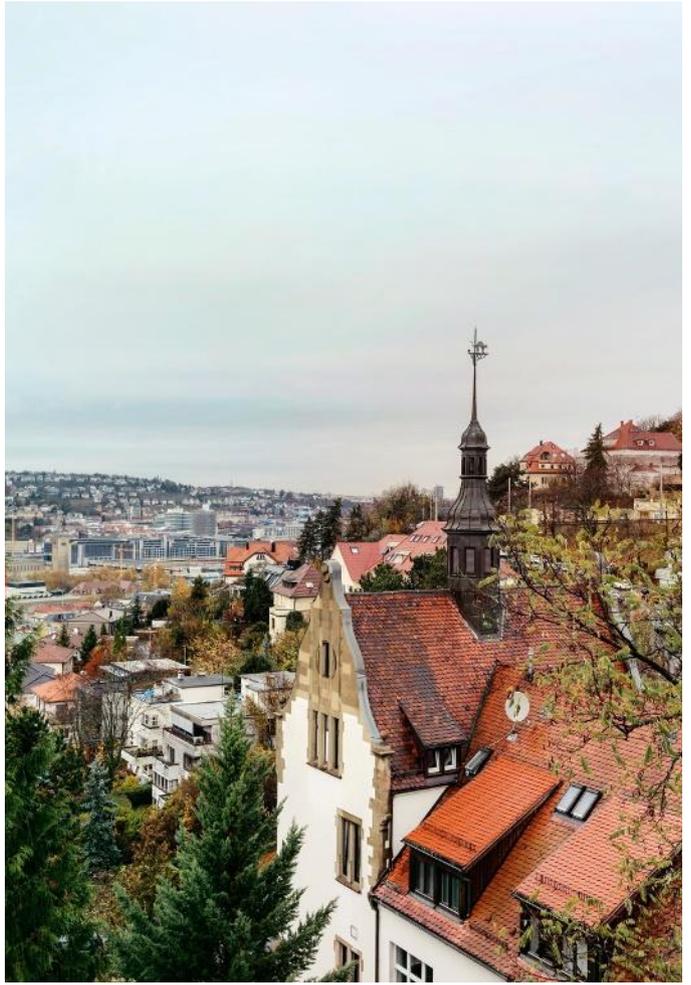
Neulandgewinner

Mit dem Programm „Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort“ fördert die Robert Bosch Stiftung Menschen, die das Leben in ihrer Kommune oder ihrer Nachbarschaft neu gestalten wollen – mit frischen Ideen und immer am Gemeinwohl orientiert. Hintergrund ist der Strukturwandel: Während Raum für soziale Initiativen in Ballungszentren immer knapper wird, gibt es in ländlichen Regionen Leerstand und immer weniger Versorgung mit alltäglichen Dingen.

Das Programm richtet sich an Vereine, Initiativen und Einzelpersonen in Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen.

2012 hatte die Kalbenserin Corinna Köbele die Idee zur „Künstlerstadt Kalbe“. Das Projekt gelang so gut, dass die Künstler seither zwei Mal im Jahr wiederkommen. Köbele wird von 2017 bis 2019 im Programm „Neulandgewinner. Zukunft erfinden vor Ort“ gefördert.





Ein Tag im Leben von: Hussein Hamdan, Islamberater

Wie werden Muslime aktive Partner im Gemeindeleben?

Dr. Hussein Hamdan setzt sich für den Dialog zwischen den Konfessionen ein. Sein Job ist einmalig in Deutschland.

Mein Tag beginnt nie wie der letzte. Ich bin viel unterwegs, weil ich in der Regel vor Ort berate. Bislang nehmen vor allem Vertreter von Kommunen mein Angebot in Anspruch. Ich bin überrascht, wie wenige Kenntnisse Kommunen über den Islam und die Muslime hier haben. Manchmal fühlt es sich an, als würden sie erst seit drei Tagen in diesem Land leben. Es sind in der nichtmuslimischen Gesellschaft so viele Vorbehalte, Klischeevorstellungen und Falschinformationen verbreitet. Ich habe also gut zu tun.

Manchmal geht es um ganz einfache Dinge; ein Bürgermeister, der ein Stadtfest plant und die muslimische Gemeinde in seinem Ort einbeziehen will. Er weiß aber gar nicht, wen er ansprechen soll. Und vor allem: wie. Manchmal geht es um weniger Alltägliches. Ein Sufi-Verein wollte Unterstützungsleistungen für Asylbewerber in einer Gemeinschaftsunterkunft leisten. Ich wurde von der Kommune um eine Einschätzung dieser Gruppe gebeten. Als promovierter Islam- und Religionswissenschaftler habe ich auch die Expertise, den Sufismus einzuordnen. Ich werde in meiner Funktion immer wieder als „Türöffner“ oder „Brückenbauer“ bezeichnet. Ich finde, das stimmt nur zum Teil. Ich befähige auch die Menschen dazu, in den Dialog zu treten, indem ich sie aufkläre und

mit Sachverstand ausstatte. Was die Menschen dann daraus machen, liegt bei ihnen. Ich habe zum Beispiel in einer Stadt zusammen mit der Verwaltung, Kirchen und einer Moschee einen „runden Tisch“ eingeführt, der Bürgermeister nimmt jetzt ganz selbstverständlich beim Fastenbrechen im Ramadan teil. Das sorgt für Nähe und Vertrauen. Ich sehe in diesem Land noch so viel brachliegendes Potenzial. Das zu ändern, motiviert mich.

Es gibt aber auch die anderen Momente. Wenn ich spüre, dass trotz meiner Arbeit eben kein Dialog stattfindet; das kann die verschiedensten Ursachen haben. Ich wünsche mir von den muslimischen Gemeinden manchmal mehr Eigeninitiative, mehr Verbindlichkeit, mehr Professionalität in der Kommunikation. Einmal begrüßte mich ein Bürgermeister damit, dass wir nur eine halbe Stunde für das Gespräch hätten, um mir dann erst mal lange zu erklären, wie die Welt funktioniert. Dann bin ich deutlich geworden. Jetzt rede ich, habe ich gesagt und habe das Wort ergriffen.

Ich treffe im Berufsalltag neben großer Dankbarkeit auch auf Herablassung und Unverständnis, aber ich bringe auch einen persönlichen Erfahrungsschatz mit. Er ist mein Rüstzeug für solche Situationen. Das möchte ich noch kurz erklären.

Ich bin im Alter von sieben Jahren mit meinen Eltern aus dem Libanon nach Deutschland gekommen und in Rheinland-Pfalz aufgewachsen. Ich bin diesem Land für vieles dankbar, kenne aber auch das Gefühl, ausgegrenzt zu werden. In der Jugend hat mich dann besonders der Fußball getragen. Beim Fußball lernt man, wie Erfolge aus Gemeinschaft entstehen und dass je-

„Beim Fußball lernt man, wie Erfolge aus Gemeinschaft entstehen und dass jeder dafür Verantwortung trägt“

der dafür Verantwortung trägt. Einmal musste ich als letzter Spieler im Nieslregen beim Elfmeterschießen zum Punkt. Diese unerträglichen Sekunden, wenn man den Ball hinlegt und beim Anlaufen allen der Atem stockt, die können einen formen. Als ich einmal in einer für mich schwierigen Projektphase auf dem Weg zu einem Beratungstermin war und am liebsten nach Hause gegangen wäre, erinnerte ich mich an dieses Elfmeterschießen. Das hat mir geholfen, meiner Verantwortung gerecht zu werden und die Menschen über die Widerstände hinweg von meinen Ideen zu überzeugen. Jeder Beratungstermin verläuft anders, gemein haben sie, dass ich immer zu 100 Prozent vorbereitet und konzentriert sein muss. Oft endet ein Tag mit Musik, besonders, wenn er sehr anspruchsvoll war. Ich bin Beatles-Fan. Musik hilft mir, runterzukommen.

Der Islamberater

In Baden-Württemberg leben mehr als 600.000 Muslime. Viele von ihnen sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Doch dass auch muslimische Akteure am öffentlichen Geschehen von Kommunen beteiligen können, ist längst keine Selbstver-

ständlichkeit. Hier setzt die Arbeit von Islamberater Dr. Hussein Hamdan an. Seit 2015 berät er im Projekt **„Muslime als Partner in Baden-Württemberg“** Kommunen und muslimische Gemeinden. Er vermittelt islambezogene Kompetenzen an Kommunen und unterstützt muslimische Organisationen

dabei, Zugang zu gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen in ihrer Stadt oder Gemeinde zu finden. Träger des Projekts ist die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Robert Bosch Stiftung und der Hochschule für öffentliche Verwaltung Kehl.

TEXT
Christoph Dörner

FOTOS
Julian Baumann

Neues Lernen

Das „Forum Bildung Digitalisierung“ unterstützt Schulen dabei, digital zu werden. Wie kann aber guter Unterricht mit digitalen Medien aussehen? Ein Gymnasium bei München hat sich auf den Weg gemacht.



D

er Gong ist noch der alte: vier absteigende Töne aus der Funksprechanlage kündigen den Beginn der dritten Stunde an. „Any questions, anything not clear?“, fragt Englischlehrerin Andrea Holler, 33, ihre Klasse. Ein Beamer wirft eine Aufgabenstellung an die Wand. Die 29 Schüler der 6c des Oskar-Maria-Graf-Gymnasiums in Neufahrn schnappen sich die iPads aus einem silberfarbenen Koffer, den Holler mitgebracht hat. Dann zerstäubt die 6c in alle Himmelsrichtungen des Zeppelins. So nennen hier alle den kastenförmigen Erweiterungsbau des Gymnasiums. In einem Lernzirkel soll sich die 6c mit dem Sherwood Forest in Nottinghamshire beschäftigen. Das Thema stammt aus den gedruckten Schulbüchern für die sechste Klasse, „die aber nicht mehr ganz auf dem neuesten Wissensstand sind“, sagt Holler und rollt mit den Augen. Zu ihrem Glück gibt es jetzt die iPads, 90 hat die Schule mittlerweile angeschafft. Andrea Holler ist eine junge, engagierte Lehrerin, die in ihrem



Digitale Klasse

Sieht so ein hybrider Unterricht der Zukunft aus? Mädchen schauen sich ein Erklärvideo an, Jungen füllen mit dem Stift ein Arbeitsblatt aus. Aus dem Klassenzimmer ist ein flexibler Lernraum geworden.

Lehramtsstudium aber wenig über den Einsatz digitaler Medien gelernt hat. Als sie das didaktische Potenzial der Tabletcomputer für ihren Unterricht erkannte, war sie sofort bereit, mehr Vorbereitungszeit für eine Schulstunde aufzuwenden. Im Fremdsprachenunterricht haben sich die Tablets längst bewährt. Die Schüler der 6c werden in der folgenden Doppelstunde auf dem iPad Mindmaps gestalten. Sie werden sich interaktive Videos ansehen, eine Hörverständnisübung machen und sich beim Rollenspiel filmen. Die Vorteile liegen auf der Hand: Das kooperative Lernen fördert die soziale Kompetenz, der Medieneinsatz das Hören und Sprechen der Schüler. Am erstaunlichsten ist, wie leise die Klasse dabei ist.

Die Initiative

Das „Forum Bildung Digitalisierung“ ist eine gemeinsame Plattform für Akteure aus dem Schulsektor, aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft. In Dialogforen und Workshops tauschen sie sich dazu aus, wie digitale Medien zur Lösung pädagogischer

Herausforderungen beitragen können – zum Beispiel dem Umgang mit heterogenen Lerngruppen. So sollen die Potenziale der Digitalisierung genutzt werden, um das Bildungssystem zu verbessern und die Chancengleichheit zu fördern. Gestartet wurde das „Forum Bildung Digitalisierung“ von der

Deutsche Telekom Stiftung, der Bertelsmann Stiftung, der Robert Bosch Stiftung sowie der Siemens Stiftung. Angeschlossen haben sich die Dieter Schwarz Stiftung und die Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft. Förderer ist die Stiftung Mercator. Weitere Informationen: www.forumbd.de

Die Digitalisierung erfasst alle Lebensbereiche. Sie verändert die Arbeitswelt rasant, das bekommen auch die Einwohner in Neufahrn, einer Kleinstadt im nördlichen Speckgürtel Münchens, zu spüren. Also müssen sich auch Schulen wie das Oskar-Maria-Graf-Gymnasium bei der Vermittlung digitaler Kompetenzen mehr anstrengen, fordern die Wirtschaft und die Mehrheit der Bevölkerung. Dabei leben deutsche Jugendliche längst in einer digitalen Welt. Laut aktueller Studie des Medienpädagogischen Forschungsverbunds Südwest besitzt praktisch jeder Schüler ab dem zwölften Lebensjahr ein Smartphone. Sie schreiben damit WhatsApp-Nachrichten, liken Fotos bei Instagram und verschicken Videos mit Snapchat. Doch im kritischen Umgang mit Quellen und im sachgerechten Austauschen von Informationen sind deutsche Schüler nur Mittelmaß. Zu diesem Ergebnis kommt die International Computer and Information Literacy Study (ICILS), eine internationale Untersuchung



Eigeninitiative

Die Schüler entwickeln neue Begeisterung fürs Lernen und Engagement, um Aufgaben eigenständig zu lösen.

unter Achtklässlern. Wie kann guter Unterricht mit digitalen Medien aussehen? Und welche Rolle nimmt dabei der Lehrer ein?

Am Oskar-Maria-Graf-Gymnasium ist ein Leitgedanke, dass analoge und digitale Methoden nebeneinander existieren dürfen. An einem Schultag im November wird nicht nur die 6c ihren Lernzirkel mit iPads absolvieren. Die Lehrerin im Physikkurs der Oberstufe schickt nach einem Experiment die Daten via Bluetooth auf die Tablets der Schüler. Im Deutschunterricht einer siebten Klasse werden die Schüler eine Ballade in ihre iPads einsprechen und sich dann untereinander Feedback geben. Lilly aus der elften Klasse schwärmt in der Pause davon, dass sie sich in digitalen Schulbüchern endlich Notizen machen kann. Ihr Klassenkamerad Marcel dagegen sagt: „Wenn wir vor einer Schulaufgabe den Stoff nicht verstanden haben, hilft uns das Internet auch nicht weiter.“ Im Physikkurs wird ein Schüler das iPad später sogar genervt zur Seite schieben und eine Übungsaufgabe lieber in sein Heft schreiben, ganz analog.

Dies ist womöglich nicht die digitale Schule, von der sie im Silicon Valley träumen. An iPad-Schulen in den Niederlanden können Kinder bereits entscheiden, wie sie ihre individuellen Lernpläne erfüllen. Bei der „School of One“, einem Schulkonzept aus New York, wird der Mathe-Stoff für jeden Schüler auf Basis seines Lernfortschritts täglich neu berechnet. In Neufahrn hatten sie nie



Neue Ideen

Die Schüler präsentieren ihre Lerninhalte in kurzen Erklärvideos, die dann in der Klasse gezeigt werden.



eine Revolution im Sinn. Eher hat sich die Schule in den vergangenen Jahren durch umsichtige Investitionen in neue Technik und eine gute Mitarbeiterführung von innen heraus erneuert wie ein mittelständisches Unternehmen. Das Gymnasium könnte gerade deshalb ein Vorbild für Schulen sein, die sich noch nicht auf den Weg in eine digitale Zukunft gemacht haben.

Am Anfang stand in Neufahrn nicht das iPad, sondern eine pädagogische Entscheidung. Im Jahr 2008 beschloss das Kollegium, die individuelle Lernentwicklung jedes Schülers mehr in den Fokus zu rücken. Zwei Jahre später führte das Gymnasium ein Doppelstunden-Modell ein, um Raum für offene Lernphasen und Gruppenarbeit zu schaffen. Im Lauf

Fortschritt

Was war noch mal der Tunneleffekt? Schüler aus der Oberstufe suchen nach Antworten im Netz. Ihre Lehrerin schwört auf digitalen Unterricht: „Weil dabei zwei Stunden wirklich über Physik gesprochen wird.“

Mobil

Die Schüler fischen sich iPads aus dem Technikkoffer der Schule. Dann heißt es: Aufgaben lösen, Dateien hochladen. Über die Lernplattform können sie zu Hause an ihren Projekten weiterarbeiten.

eines dreijährigen Schulversuchs gelang es dem Schulleiter, Kollegen für eine systematische Arbeit mit digitalen Medien zu begeistern. Lehrer bildeten Tandems für jedes Fach. Daraus entwickelte sich schrittweise ein schulinternes Fortbildungssystem, das mittlerweile auf Schulen im gesamten Landkreis Freising ausgedehnt worden ist. Denn die Schule der Zukunft ist nicht bloß digital. Sie ist mit anderen vernetzt, um Inhalte zu tauschen: Peer-to-Peer.

Das Oskar-Maria-Graf-Gymnasium war eine von 38 Schulen aus ganz Deutschland, die an der „Werkstatt schulentwicklung.digital“ teilnahm, die auch von der Robert Bosch Stiftung unterstützt wird. Ein Jahr lang wurde dort über Bildung im digitalen Wandel nachgedacht. Es war ein Erfahrungsaustausch über Grenzen hinweg, denn Bildung ist eine Hoheitsaufgabe der Länder. Das macht die Verständigung über sinnvolle Standards nicht leichter.

An zwei grauen Tagen im November sind 350 Vertreter der Schulen zum letzten Treffen der „Werkstatt schulentwicklung.digital“ nach Berlin gekommen, um in einer restaurierten Industriehalle ihre Handlungsempfehlungen an Politik und Bildungsverwaltung vorzustellen. Es ist Freitagmorgen, die Jugendlichen aus den Werkstattschulen präsentieren ihre Positionen. Ihnen geht es vor allem um mehr Möglichkeiten der Mitbestimmung, deshalb haben sie in fetten Lettern auf ein Poster geschrieben: „Wir wollen partizipieren.“ Wer mehr dazu wissen will, muss nur Greta fragen, die in Gütersloh ein Gymnasium besucht. Die 18-Jährige ist Medienscout und erklärt Mitschülern aus der Unterstufe, woran sie Webseiten mit Propaganda oder versteckter Werbung erkennen können. Greta sagt: „Ich habe oft das Gefühl, dass unsere Meinung im Schulalltag nicht wichtig ist.“ Man könnte es auch umgekehrt betrachten: Viele wollen den digitalen Wandel mitgestalten, auch die Schüler.

Eine, die auf diesem Weg ihre zweite Berufung fand, ist Angelika Bach. Die Deutsch- und Religionslehrerin des Oskar-Maria-Graf-Gymnasiums war bereits Mitte 50, als sie mit digitalen Medien für den Unterricht in Berührung kam. Mittlerweile

produziert Bach kurze Erklärvideos zu den Unterrichtsinhalten, die sich die Schüler zu Hause ansehen, damit in der Schule mehr Zeit für gemeinsame Übungen bleibt. Das veränderte Rollenverständnis, mehr Lernbegleiter zu sein als Wissensvermittler, genießt Bach. Denn es erlaube auch ein Verhältnis auf Augenhöhe mit ihren Schülern: „In jeder Klasse gibt es Experten, die sich bei Themen besser auskennen als ich“, sagt Bach.

In Neufahrn sind die Kinder aus der 6c derweil zur nächsten Station ihres Lernzirkels rotiert. Lea und Franziska haben sich ins Treppenhaus des Zeppelins zurückgezogen, um auf den Stufen ein Rollenspiel zu improvisieren, das ihre Mitschülerin Laura mit der Kamera des iPads aufnimmt. Lehrerin Holler stattet den Gruppen während der Stunde kurze Besuche ab. Sie lobt, gibt Hilfestellungen. Als Andrea Holler den Schülern nach 45 Minuten freistellt, eine Pause einzulegen, sind einige noch so in ihre Aufgaben vertieft, dass sie einfach weitermachen.



Interview mit Katharina Scheiter,

Leiterin der Arbeitsgruppe Multiple Repräsentationen am Leibniz-Institut für Wissensmedien und Professorin für Empirische Lehr-Lernforschung an der Eberhard Karls Universität Tübingen.

Warum muss Schule digital werden?

Die Arbeitswelt hat sich durch den digitalen Wandel stark verändert. In ihr müssen sich Kinder und Jugendliche zukünftig zurechtfinden können. Daher müssen sie bereits in der Schule lernen, wie man digitale Medien sinnvoll als kognitives Werkzeug verwendet. Dazu gehört auch das Lernen mit Medien.

In vielen deutschen Klassenzimmern wird bislang kaum mit digitalen Medien gelernt. Woran liegt das?

In der öffentlichen Diskussion spielt vor allem die Technik in den Schulen eine Rolle. Deutschland ist ein reiches Land, dafür ist die IT-Ausstattung vieler Schulen nicht gut. Es gibt allerdings Länder wie Tschechien, die trotz einer schlechteren Ausstattung in einer Vergleichsstudie beim Unterrichten mit Medien vor Deutschland liegen, weil die Lehrkräfte eine positivere Einstellung zu digitalen Medien haben. Hierzulande wird die Digitalisierung bislang vor allem von engagierten Lehrkräften vorangetrieben.

Warum glauben Lehrer nicht an Lernerfolge mit digitalen Medien?

Vielen Lehrern fehlt es auch an Offenheit gegenüber Innovation. Nun verändert sich ihr Arbeitsumfeld grundlegend und auf diese Veränderungen sind Lehrer nicht gut vorbereitet. Insbesondere wird in der Lehrerbildung und in der Weiterbildung nicht das nötige Wissen für das Unterrichten mit digitalen Medien vermittelt.

Wie könnte eine digitale Lernumgebung der Zukunft aussehen?

Die starre Ordnung des Klassenzimmers wird sich teilweise auflösen und durch flexibel nutzbare Lernräume ergänzt werden. Ich würde mir wünschen, dass die Lernumgebung von Schülern so eingerichtet ist, dass sie ein Tablet greifen können, wann immer es für die Lernsituation hilfreich ist, es aber auch wieder zur Seite legen können, wenn andere Aktivitäten gefordert sind.

Wie wird sich der Lehrerberuf durch die Digitalisierung verändern?

Das Rollenverständnis des Lehrers muss sich ändern. In problembasierten, kooperativen Lernsituationen muss er nicht mehr unbedingt alle Informationen vorbereiten und präsentieren wie im Frontalunterricht. Das geschieht bereits durch die digitalen Medien. Er muss die Schüler aber individuell auf ihrem Lernweg begleiten und ihnen Kompetenzen für selbstgesteuertes Lernen vermitteln.

Wer bin ich?

TEXT

Nicole Zepter

ILLUSTRATION

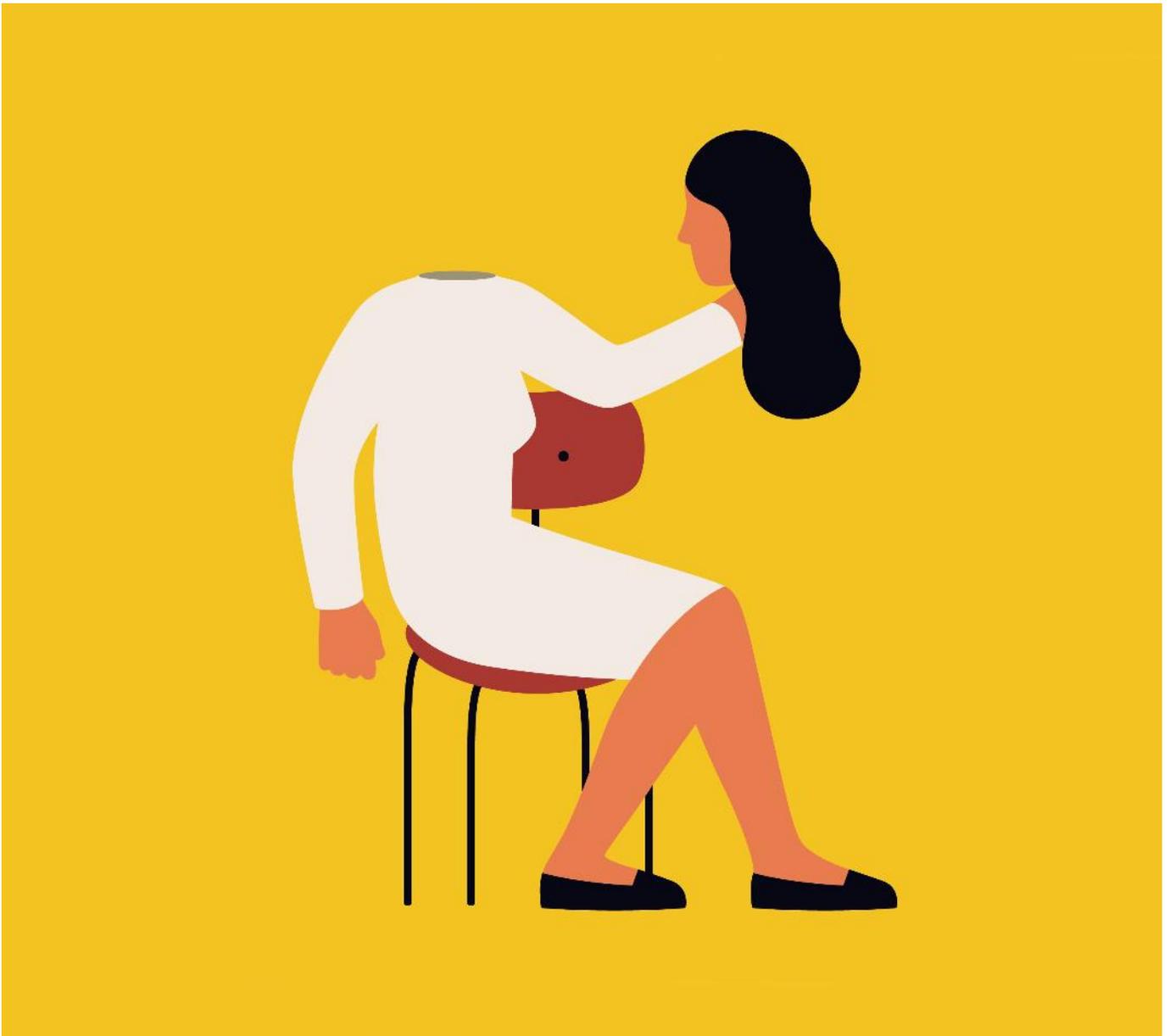
Francesco Ciccolella

Wenn Menschen Neues denken und auch tun wollen, müssen sie ihre Komfortzone verlassen. Dann verändern sie auch die Gesellschaft, meint Autorin Nicole Zepter.

Als Kind saß ich oft bei meinen Großeltern in der Küche und ließ mich von ihren Geschichten an einen anderen Ort treiben. Mein Großvater drehte Zigaretten, meine Großmutter kochte Tee, während beide erzählten, von Kameraden, von der Flucht und den zurückgebliebenen Landschaften ihrer Kindheit. An den Wänden hingen Holzschnitzereien, in den Kisten lagen Fotos aus einer anderen Welt: ihrer Welt. Meine Großeltern kamen aus Königsberg und Schlesien. Sie waren Flüchtlinge, vertrieben aus ihrer Heimat, nur mit einem Pass in der Hand. Sie hatten sich im Krieg kennengelernt und strandeten schließlich in einem kleinen Ort im Norden Deutschlands. Außerhalb ihres Hauses fand ihre Welt nicht statt. Dort waren sie Teil einer ganz anderen Gemeinschaft, der meiner Heimatstadt. Sie war Teil ihres neuen Lebens, an das sie sich angepasst hatten und das mit dem alten nicht vereinbar war. Ihr Leben war geprägt von diesem Widerspruch. Dies war ihr Leben, es war mein Leben. Erst viel später fragte ich mich: Wer hatte ihren Einfluss, sie selbst zu sein, auf diesen kleinen Raum begrenzt? Und wer waren sie, dass sie dies zuließen? Identität macht uns aus. Sie hat Kraft, das Eigene und das Leben anderer zu verändern. Sie hat die Kraft, Begrenzungen zuzulassen – oder aufzuheben. So, wie wir sind, gehen wir durch die Welt und machen sie zu unserem Ort. Diese Identität ist kein statisches Gerüst. Wir entscheiden täglich, welche Person wir sein wollen – ob bewusst oder unbewusst. Als Teenager lernte ich, bewusste Entscheidungen zu treffen und wie viele andere auch, mich von meiner Familie abzugrenzen. Ich entschied für mich, kein Fleisch mehr zu essen. Heute weiß ich, es ist keine Frage des Verzichts – es ist eine Frage des Mitgefühls. Ich mag Fleisch, ich möchte es aber nicht essen. Ich habe mich bewusst dagegen gestellt. Es wurde zum Teil meiner Identität. Als ich diese Entscheidung traf, saßen wir noch ohne Gurt auf wackeligen Rückbänken in den Autos unserer Eltern,

während diese den Wagen steuerten und hemmungslos rauchten. Unser Land trennte eine Mauer und wir Kinder spielten „duck and cover“ vor einem drohenden Atomwaffenangriff, nach einem Zivilverteidigungsfilm aus den 1950er-Jahren. Europa, wie wir es heute kennen, war eine ferne Idee. Meine Mutter schälte die Schale von den Äpfeln, „denn dort stecken zwar die meisten Nährstoffe“, erzählte sie uns, „aber auch Pestizide“. Kindern wurden ohne Scham Ohrfeigen verpasst, Frauen gern einen Klaps auf den Hintern gegeben und auch später noch, als die 2000er-Jahre schon begannen, konnten meine Vorgesetzten mich anschreien, ohne dass ihnen etwas drohte. Nicht einmal meine Replik.

Konventionen können bedrückend sein. Und sprachlos machen. Es ist jedem einzelnen Menschen zu verdanken, der sich gegen die Konventionen stellte, dass wir heute in einer anderen, besseren Welt leben. Veränderung ist nicht einfach. Sie erschüttert den Rahmen von Normalität. Ein fremdes Gesicht in vertrauter Runde, eine höhere Aufgabe, eine größere Herausforderung, ein Fehler, ein neues Ergebnis, das alle bisherigen Fakten umwirft, ein Mann zu Hause, eine Frau am Arbeitsplatz, eine Veränderung der Kultur. Daran, wie wir mit Veränderung umgehen, messen wir unsere Toleranz. Und Weiterentwicklung. Die Ideen, für die wir uns heute einsetzen, resultieren aus diesen Erfahrungen: die Sexismusdebatte, das Aufbrechen von Hierarchien am Arbeitsplatz oder allein die Tatsache, die Wahl zu haben, Biolebensmittel kaufen zu können. Wir versuchen, uns Stück für Stück, im besten Falle mit jeder Entscheidung, zu einem besseren Leben zu bewegen. Was ist es also, das uns befähigt, uns zu ändern? Manchmal ist es die eigene Verlegenheit. Die amerikanische Dirigentin Marin Alsop ist seit 2007 die erste Frau, die einem der großen Orchester in den USA vorsteht. Als sie ihren neuen Job antrat, bekam sie jedoch die Absage der



**„Wir entscheiden
täglich, welche
Person wir sein
wollen – ob bewusst
oder unbewusst“**

Musiker, sie wollten nicht von einer Frau geführt werden. Sie ging dennoch und trat, nachdem sie mit dem Orchester geredet und sich deren Einverständnis geholt hatte, vor einem begeisterten Publikum auf, das sich schon vor dem ersten Takt vor Anerkennung erhob. Doch selbst Alsop tappte in die Falle, in die ihre Musiker zuvor getreten waren: Als sie einen Flug der United Airlines bestieg und ins Cockpit schaute, sah sie drei Frauen, die das Flugzeug steuern würden. Ihr erster Gedanke war: Angst! Ihr zweiter: Wie komme ich hier wieder raus? Normalität gibt uns einen Bezugsrahmen, eine Art Komfortzone. Sie ist das Selbstverständliche, auf das sich eine Gesellschaft einigt. Sie lässt uns sicher fühlen, vielleicht sogar geborgen. Diese Geborgenheit aufzubrechen, fordert unsere Identität heraus. Alsop erzählt, wie sie sich ihrer Komfortzone in jenem Moment schmerzlich bewusst wurde. Und dass in diesem Moment die Veränderung stattfand: Frauen gehören ins Cockpit. Das innere Bild hatte sich innerhalb von Sekunden gewandelt. Klischees zu erkennen, ist eine Voraussetzung, um Veränderung überhaupt einzuleiten. Um Konventionen zu überprüfen. Zu fragen: Muss das eigentlich so sein? Dann ist alles möglich.

TEXT
Jan Abele

FOTOS
Michael Kohls

Im Vorwärtsgang



Hintergrund

Soziale Teilhabe ist für Flüchtlinge essenziell. Die meisten Flüchtlinge wollen rasch arbeiten und haben ein großes Interesse, sich zu qualifizieren und weiterzubilden. Das zeigt eine gemeinsame Interviewstudie des Forschungsbereichs beim Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) und der Robert Bosch Stiftung, die im November 2017 veröffentlicht wurde. Die 62 befragten Asylsuchenden äußerten sich

darin zu ihren Bedürfnissen, Erwartungen, Qualifikationen und ganz frei zur aktuellen Lebenssituation. Die Interviews machten deutlich: Zwischenmenschliche Begegnungen und Kontakte sind ebenso wichtig für eine erfolgreiche Integration der Flüchtlinge wie passgenaue Maßnahmen für den Zugang zu Ausbildung, Arbeit und Sprachkenntnissen. Die Herausgeber der Studie empfehlen, diese Ziele stärker als bisher in den Fokus von Integrationskonzepten zu stellen.

Wie fängt man in einem fremden Land ein neues Leben an? Zum Beispiel, indem man eine aktive Rolle in der Gesellschaft übernimmt. Wir fördern gezielt Projekte, in denen Flüchtlinge selbst die Akteure sind. Ein Blick auf drei beeindruckende Persönlichkeiten.

Der Radiogründer

„Wenn du etwas erreichen willst, dann musst du es manchmal wie kleine Kinder machen. So lange laut sein, bis du es kriegst.“

Larry Macaulay beweist täglich, dass sein Lebensmotto funktioniert. Von ihm kann man lernen, wie man Ziele erreicht, so fern sie auch anfangs sein mögen. Im Jahr 2014, nach unzähligen Klinkenputzterminen, ging seine Initiative, Refugee Radio Network, auf Sendung. Hier erzählen Flüchtlinge ihre eigenen Geschichten, völlig ungefiltert. Afghanen beschreiben den Alltagsrassismus in Deutschland, Flüchtlinge berichten live über die Zustände in griechischen Lagern, andere darüber, wie das Leben in Europa wirklich aussieht.

Bis zu 1,4 Millionen Mal werden die Sendungen im Internet mittlerweile abgerufen, und ihr Schöpfer ist ständig in Europa unterwegs, um die Idee weiterzuerweitern. 17 Länder hat er bereits bereist, er traf Vertreter von NGOs und Politik. Der Bundespräsident war auch darunter. Es gibt schon Außenposten des Senders in einigen Ländern, aber das sei noch viel zu wenig, sagt Macaulay. Hat er ein Leben neben dem Radiomachen? Hobbys, Freizeit? Keine Zeit für so etwas.

Im November organisierte er in Hamburg eine große Konferenz für Flüchtlinge zum Thema Medienbewusstsein. Mit seinem Schaffen will er die Lebensbedingungen der Flüchtlin-



ge in Europa verbessern. Macaulay hebt die Stimme, wenn er von den deutschen Medien spricht. „Die haben“, so nahm er es wahr, „auf dem Höhepunkt des ganzen Elends vor allem gefragt, warum sich die Flüchtlinge teure Smartphones leisten können.“ Er selbst verließ 2011 Nigeria - „ein Staat, wo Recht mit Mord durchgesetzt wird.“ Über Libyen gelangte er nach Italien, per Boot, er mag darüber nicht viel sagen.

Macaulay wird erst an dem Punkt wieder ruhiger, als er von Hamburg erzählt. Dort bekam er dank des Freien Sender Kombinars (FSK) und des Bürgersenders Tide endlich die Möglichkeit, mit seiner Idee auf Sendung zu gehen. Er besorgte sich bei Saturn für sieben Euro ein Mikrofon, dann fing er an.

War er bei seiner ersten Sendung nervös? Kopfschütteln. Er war schon als Student in Nigeria beim Radio. „Außerdem habe ich eine wichtige Mission, da stört Angst nur“, sagt er. Er will Flüchtlingen eine Stimme und damit etwas von der Würde zurückgeben, die ihnen in den Sechs-Quadratmeter-Zellen der Flüchtlingsheime verloren gehe.

Larry Macaulay ist Gründer und Moderator von „Refugee Radio Network“, das im Internet und zeitweise auch terrestrisch sendet und mit dem „Alternativen Medienpreis“ ausgezeichnet wurde. Im November 2017 organisierte er die „Conference on Migration and Media Awareness“. Die Konferenz und das „Refugee Radio Network“ werden von der Robert Bosch Stiftung gefördert.



Salma Jreige

ist vor drei Jahren nach Berlin gekommen. Sie engagiert sich bei „Multaka“, einem Partner des gemeinnützigen Kunstprojektes „Berlin Glas“, das Künstlern mit Fluchthintergrund hilft, sich in Berlin eine Lebensgrundlage zu schaffen. Es wird von der Robert Bosch Stiftung unterstützt.

Die Museumsführerin

Die Menschen, die sie durch die Ausstellungsräume des Deutschen Historischen Museums führt, sind keine Flüchtlinge, sagt **Salma Jreige** – sondern Neuberliner. „Jeder Mensch, der aus welchem Grund auch immer seine Heimat verlassen hat und nach Deutschland gekommen ist, hat doch seine ganz eigene Geschichte.“ Mit anderen Worten: Keine Etiketten, bitte.

Bleiben wir also bei den Museumsgruppen voller Neuberliner. Sie alle eint, dass sie sich zurechtfinden müssen in einer neuen Gesellschaft, einer neuen Kultur, mit neuen Spielregeln. Das verlangt viel Kraft. An genau diesem Punkt setzt das Projekt „Multaka“ an, das vom Museum für Islamische Kunst initiiert wurde und für das sich Salma Jreige engagiert.

„Wenn die Menschen in den Museen erfahren, welche Wertschätzung ihren Kulturen hier zuteil wird, dann ist das gut für das Selbstwertgefühl. Ein starkes Selbstwertgefühl ist eine Voraussetzung, sich willkommen zu fühlen und hilft bei der Integration.“ Sie selbst führt die Gruppen durch das Deutsche Histori-

sche Museum. Dort geht es um die deutsche Geschichte, und die ist ihr besonders wichtig. „Wer etwa aus Syrien oder dem Irak stammt und sieht, wie Berlin nach Ende des Zweiten Weltkrieges aussah, kann Hoffnung schöpfen.“

„Wer aus Syrien stammt und sieht, wie Berlin nach Ende des Zweiten Weltkrieges aussah, kann Hoffnung schöpfen“

Das merke sie besonders, wenn sie betont, dass das Land maßgeblich von Frauen wieder aufgebaut wurde.

Wer Salma Jreige dabei beobachtet, mit welcher Konzentration sie die Menschen durch das Museum führt, präzise jedes Detail erklärt und wirklich auf jede Frage eine Antwort weiß, kann ermessen, was ihr diese Arbeit bedeutet.

Für die Teilnehmer, das ist naheliegend, müssen diese Eindrücke sehr emotional sein. Doch bei dieser Frage reagiert Jreige mit einem Blick, als wolle sie Kitsch-Alarm ausrufen. Sie sei eher der rationale Typ, sagt sie. Auch die Frage nach ihrem eigenen Fluchtschicksal, nach den eigenen Ängsten und Verlusten beantwortet sie zögerlich. „Nicht jedes Flüchtlingschicksal muss mit schlimmsten Härten verbunden sein.“ Sie wuchs in Damaskus auf, wo man bis heute relativ unbehelligt leben könne. „Ich wollte nach dem Jurastudium sowieso ins Ausland gehen, der Bürgerkrieg hat diese Entscheidung eben beschleunigt.“

Und dann, fast am Ende des Gesprächs, erzählt sie doch von einer Situation, die ihr naheging. Einmal habe ein usbekischer Junge bei einer Führung bemerkt, dass er Waffen ganz toll finde. Da habe Salma ihm von ihren eigenen Erfahrungen erzählt. Und am Ende der Führung sagte ihr der Junge: „Ich glaube, ich mag Waffen doch nicht.“

Die Klartextschreiberin

Hiba Obaid war maßgeblich an der von Exiljournalisten erstellten Publikation „**Wir wählen Freiheit**“ beteiligt, die der Tagesspiegel in Kooperation mit der Robert Bosch Stiftung realisierte. Derzeit absolviert sie bei „Alex Berlin“ ein Integrationsvolontariat, das die Medienanstalt Berlin-Brandenburg (mabb) zur Integration junger Nachwuchsjournalisten mit Fluchterfahrung auf dem deutschen Arbeitsmarkt anbietet.

Hiba Obaid sagt, was sie denkt. Zum Beispiel, dass sie asiatisches Essen nicht mag. Zumindest nicht hier in Berlin, wo es „nicht authentisch ist“. Damit beginnt das Gespräch in einem vietnamesischen Restaurant, und man kann das für eine schmerzhaft direkte Antwort auf die Höflichkeitsfloskel „Schmeckt’s?“ halten, es klärt aber gleich mal Grundlegendes.

Sagen, wie es ist – das ist eine journalistische Maxime, die in Diktaturen nicht funktioniert. War ihr das bewusst, als sie Journalistin werden wollte? Darauf kommt eine Gegenfrage: „Sollte ich meinen Traum begraben, nur weil ich in Syrien aufwuchs?“

Hiba Obaid will sich mitteilen, immer schon. Sie führte Theaterstücke in einer Bar in Aleppo auf, machte sich in ihren Bühnentexten sorgsam

chiffriert über das Regime lustig, bis es dem Barbesitzer zu heiß wurde. Da hatte sie schon für Tageszeitungen geschrieben, den Job aber quittiert, weil sie die Zensur nicht ertrug. „Manchmal waren nicht nur die Texte umgeschrieben, sondern sie hatten plötzlich ein ganz anderes Thema.“

Der regimetreue Journalistikstudiengang an der Universität Aleppo kam nicht infrage. Sie studierte arabische Literatur, das hatte zumindest auch mit Ausdruck und Sprache zu tun. Das Recht auf die eigene Meinung setzte sie anders durch. „Mit dem Beginn der Aufstände gegen Assad haben wir ein Netzwerk von Gleichgesinnten an der Uni gegründet. Wir verteilten Flugblätter, auf denen wir das Regime anklagten.“

Dann kam der Tag, als einer der Freunde verschwand. Die Polizei hielt auch vor dem Haus ihrer nichtsahnenden Eltern, doch sie selbst war nicht da. „Als der Freund einige Zeit später aus dem Gefängnis kam, flehte er uns an, sofort aufzuhören. Sonst, das hatte man ihm eingetrichtert, würden sie uns alle mitnehmen, und dann käme niemand mehr zurück.“

Seit 2015, nach ihrer Flucht über den Libanon und die Türkei, lebt Hiba Obaid in Berlin. Hier hat sie eine journalistische Ausbildung angefangen, als 27-Jährige ausgestattet mit Erfahrungen, die die meisten Journalisten in diesem Land wohl nie werden machen müssen. Sie weiß, was Meinung wirklich kosten kann.

In Berlin schreibt sie für Tageszeitungen und Magazine, thematisiert die Probleme von Flüchtlingen im Umgang mit der Gesellschaft und arbeitet die eigenen Erlebnisse auf. Sie will Augenhöhe herstellen in einem Land, „in dem Menschen anderer Nationen für viele zeitlebens Gäste bleiben, egal, wie integrationswillig sie sind“. Ihre Begabung als Autorin hat ihr viel Resonanz und Facebook-Follower gebracht – und ein Volontariat beim Sender „Alex Berlin“. Dort lernt sie das ganze crossmediale Handwerk, nur bei ihrem Schreibstil will sie sich nicht reinreden lassen.

Der soll so bleiben, wie er ist: immer ganz direkt.



„Ich bin
kein Nazi,
aber...“
„Schwule sind pervers“
„Links-grüne
„geh sterben“
versifft
„In 50 Jahren ist
Deutschland ein
Faschisten!“
„Diese unappetitliche Dame“
lamischer Staat“

Hassrede im Internet ist allgegenwärtig und richtet viel Schaden an: Sie vergiftet Debatten, schürt Vorurteile, ebnet realer Gewalt den Weg und spaltet die Gesellschaft. Aus diesem Grund schließen sich immer mehr Menschen zusammen, um gemeinsam gegen Hass im Netz vorzugehen. Wir haben drei Vertreter von Anti-Hass-Initiativen gebeten, die verschiedenen Arten der Hassrede zu erklären und erste Handlungsempfehlungen zu geben.

Das NETZ

Im Oktober 2017 ging „Das NETZ – die Vernetzungsstelle gegen Hate Speech“ online, gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend und von der Robert Bosch Stiftung. NETZ bringt Aktivisten und Initiativen zusammen, die Hass und politischer Gewalt im Internet etwas entgegenzusetzen: eine offene Debattenkultur und dazu

vielseitige Ratschläge für Reaktionen auf Hate Speech. NETZ bietet Online-Aktivisten Hilfestellung sowie Weiterbildungs- und Fördermöglichkeiten und zielt so darauf ab, die Demokratie auch im digitalen Bereich zu stärken. „Das NETZ“ wird operativ und organisatorisch getragen durch den sozial-digitalen Think- und Do-Tank betterplace lab. Weitere Informationen: www.das-netz.de

„Brennt alle Asylstellen nieder“

„Aufknüpfen unter dem Brandenburger Tor!“



Christina Dinar
(Foto) und Cornelia
Heyken von [debate//
de:hate](https://de:hate) erklären, was
direkte Hassrede ist.

Direkte Hassrede

Es gibt im Strafgesetzbuch keinen Paragrafen zu „Hate Speech“. Dennoch kann direkte Hassrede strafbar sein: etwa wenn sie Volksverhetzung, üble Nachrede oder einen öffentlichen Aufruf zu Straftaten beinhaltet wie zum Beispiel der Satz „Brennt alle Asylstellen nieder!“. Bei Hate Speech werden in der Regel Bevölkerungsgruppen aufgrund ihrer Hautfarbe, Religion oder anderer Eigenschaften verunglimpft. Davon zu unterscheiden ist Cybermobbing, mit dem eine einzelne Person angegriffen wird, um ihr eine selbstbestimmte Lebensführung digital unmöglich zu machen – in den meisten solcher Fälle kennen sich Täter und Opfer persönlich.

Rechtsextreme und teilweise auch rechtspopulistische Rednerinnen und Redner nutzen aggressive Sprache – zum Beispiel direkte verbale Attacken – als Mittel, um ein Kommunikationsklima im Netz zu schaffen, das demokratisch gesinnte Menschen verstummen lässt oder aus der Diskussion vertreibt. Sogenannte gefährliche Sprache, zum Beispiel die Gewalt legitimierende Äußerung „Notfalls an Grenzen auf Flüchtlinge schießen“, verschiebt außerdem das, was gesellschaftlich als sagbar gilt. Wenn eine solche Aussage inhaltlich diskutiert wird, entfaltet sie ihre Wirkung und kann den Weg dahin bereiten, die geforderte Gewaltmaßnahme politisch und real umzusetzen.

Tipps: Direkte Aggression kann beim Plattformbetreiber oder beim Seiten-Admin gemeldet oder an die Internetbeschwerdestelle der fsm

(www.internet-beschwerdestelle.de) geschickt werden. Dort schätzen Juristen den Inhalt ein und geben ihn gegebenenfalls an Behörden und/oder die Plattform weiter. Bei Volksverhetzung und anderen strafrechtlich relevanten Äußerungen erstatten sie eine Anzeige. Zudem kann jeder direkte Hassrede – auch anonym – bei einer Online-Wache der Polizei zur Anzeige bringen.

Gegenrede zu hasserfüllten Kommentaren ist wichtig, um dem Aggressor eine klare Grenze aufzuzeigen und um zu verhindern, dass derartige Aussagen normal werden. Schon ein Verweis auf die Hausregeln und die Netiquette kann im ersten Schritt als Grenzziehung reichen.

Wer sich öffentlich gegen eine Aggression äußern möchte, sollte unbedingt die eigenen Profileinstellungen beachten, also schauen, was öffentlich einsehbar ist, und sich selbst schützen. Dabei helfen kann es, andere „Umherstende“, in diesem Fall die stillen Mitlesenden, anzusprechen und zu fragen, ob sie die Äußerungen ebenfalls als diskriminierend empfinden – so wie offline auch. Um nicht allein agieren zu müssen, kann man sich, etwa auf Facebook, Gruppen anschließen, die gemeinsam gegen Hass vorgehen.

Merkmale

1.
Direkte Hassrede richtet sich gegen Einzelne und Gruppen

2.
... verschiebt die Grenzen des Denk- und Sagbaren

3.
... ist oft strafbar

&
darunter fallen z.B. Beleidigungen, Volksverhetzung und der Aufruf zu Straftaten

debate//de:hate
debate//de:hate ist ein Projekt, das sich für eine digitale demokratische Debattenkultur einsetzt. Es wirkt in zwei Richtungen: Der Projektteil [debate//](https://debate.de) ist der pädagogische Teil. Präventionsarbeit steht hier im Vordergrund. Das Stärken von digitaler demokratischer Debattenkultur und die Online-Arbeit mit demokratieorientierten,

aber auch rechtsaffinen jungen Menschen sind die Hauptanliegen. [de:hate](https://de:hate.de) ist der Thinktank des Projekts. Er beschäftigt sich mit der Beobachtung, Analyse und Einordnung rechter Phänomene im Internet. Die Ergebnisse helfen dabei, Maßnahmen für den Umgang mit Hate Speech zu entwickeln und eine Sensibilisierung für diese Thematik voranzutreiben.

„Wer sich benimmt wie die Tiere darf auch so behandelt werden! ;)“

„...das wird man wohl doch noch sagen dürfen.“

Indirekte Hassrede

Indirekte Hassrede ist destruktiv. Sie grenzt aus, stigmatisiert und entmenschlicht – dabei versteckt sie sich nicht selten hinter Ironie, kommt als schwarzer Humor getarnte Schadenfreude daher und als vermeintliche Satire. Sie unterteilt in Gut und Böse und bestärkt bestehende Ängste und Vorurteile. Statt zu hinterfragen, bietet sie einfache Lösungen wie „zurück nach Libyen“ an. Sie verschleiert den Blick fürs Wesentliche und für Fakten und sie hält die Kontroverse nicht aus. Indirekte Hassrede ist zum Ausdruck gebrachtes Schwarz-Weiß-Denken, das Empörung hervorruft und letztlich eine Gesellschaft spaltet.

In den digitalen Kommentarspalten der Medien schlagen diese einseitigen Wellen der Empörung besonders hoch. Eine Mischung aus reißerischen Titeln und Beiträgen, die viel Raum für Mutmaßungen lassen, lädt dazu ein. Oft mangelt es an hinreichender Moderation der Kommentare.

Die indirekten Aggressionen stammen häufig von Menschen, die in ihren Beiträgen ein tiefes Misstrauen gegenüber den bestehenden demokratischen Strukturen („Volksverräter“) und den etablierten Medien („Lügenpresse“) erkennen lassen – und die ganz konkret Angst vor Verlust und Veränderung äußern. Bei unseren #ichbinhier-Aktionen auf Facebook treffen wir oft auf Menschen, denen der Unterschied zwischen Meinung und Beleidigung bzw. Volksverhetzung



Susanne Tannert
von #ichbinhier zur
indirekten Hassrede.

nicht bekannt ist. Hinzu kommt, dass Hasskommentatoren belastbare und recherchierte Informationen nicht von Falschmeldungen oder Hörensagen unterscheiden können oder wollen.

Tipps: Wir von #ichbinhier empfehlen, Haltung zu zeigen und Hassrede als solche zu benennen – ohne sich provozieren, ablenken oder in die Defensive drängen zu lassen. Bei unseren Aktionen bringen wir zahlreiche ebenso besonnene wie unterschiedliche Meinungen in die Debatte ein und stärken uns gegenseitig den Rücken. Das Gegenüber wird höflich um Belege gebeten, wir bieten seriöse Quellen an. Da, wo es möglich ist, kann man auf einzelne Aggressoren zugehen und Gemeinsamkeiten ausloten wie zum Beispiel die im Grundgesetz verankerten Grundwerte. So überraschend das jetzt vielleicht klingt, ist das doch oft der einzige Weg, mit Menschen wieder ins Gespräch zu kommen, die sich einer konstruktiven Debatte verweigern. Die Mitglieder unserer Initiative hoffen, somit nicht nur zur Meinungsvielfalt beizutragen, sondern die Schweigespirale zu durchbrechen und die stillen Mitleser für die aktive Diskussion zu gewinnen.

#ichbinhier

Die Facebook-Gruppe #ichbinhier versteht sich als überparteiliche Aktionsgruppe, die sich für eine bessere Diskussionskultur und gegen Hetze in den sozialen Medien engagiert. Gemeinsam setzen sich die rund 36.000 Mitglieder der Gruppe für Fakten, Mut und Freundlichkeit ein und wenden sich gegen Gerüchte, Angst und Hass. Sie benennen Hassrede

durch Gegenrede, verfassen positive und faktenbasierte Beiträge und kennzeichnen sie mit dem Hashtag #ichbinhier. Außerdem liken sie konstruktive Beiträge anderer Gruppenmitglieder. Der Verein ichbinhier e.V. will die Menschen für das Thema Hass im Netz sensibilisieren, sie darin bestärken, gegen Hassrede vorzugehen und sich für einen pluralistischen Diskurs einzusetzen.

Merkmale

- 1.**
Indirekte Hassrede wirkt subtiler als direkter Hass
- 2.**
... schürt oder rechtfertigt bestehende negative Emotionen
- 3.**
... stammt häufig von ängstlichen und uninformatierten Menschen

&

darunter fallen Verharmlosungen von Gewalt und Hass, Schadenfreude, gruppenbezogene Entmenschlichung, die Beschuldigung von Opfern, das Ausspielen einzelner sozialer Gruppen gegeneinander, Stereotypisierung und vieles mehr.

„700 Euro Weihnachtsgeld für Flüchtlinge!“

„Aus Rücksicht auf Muslime heißt der Weihnachtsmarkt jetzt Wintermarkt!“

„Es sind Kinderhändler unterwegs, die Kinder nach Rumänien entführen!“

Fake News

Auch Fake News werden zu Hassbotschaften, wenn sie beispielsweise genutzt werden, um Klassenkämpfe auf dem Rücken Schwächerer auszutragen. Falschmeldungen können die Legitimation für ein aggressives Verhalten darstellen, sowohl im Virtuellen als auch in der realen Welt. Nicht zuletzt können sie auch Angst und Schrecken erzeugen und somit ganz direkt schädlich wirken.

Ein großes Problem unter den Falschmeldungen stellen die „gefühlten Wahrheiten“ dar: Meldungen, die weiterverbreitet werden, weil sie eine Erwartung des Empfängers befriedigen und sich perfekt in dessen Weltbild fügen. Diese Meldungen lassen sich zwar hinreichend widerlegen, doch je eindeutiger das gelingt, desto stärker beharren die Verteiler darauf, dass es ja zumindest stimmen könnte. Es werden ähnlich gelagerte Fälle herangezogen, um das Propagieren des erfundenen Falls zu legitimieren. Problematisch sind auch die ständigen Wiederholungen von Fake-Argumenten, wodurch diese am Ende wahr wirken. Falsche Fakten bedienen oftmals Ängste, erzeugen Wut, man fühlt sich mit einem Thema verbunden und verbreitet es gerne weiter. Jedes Jahr zur Adventszeit taucht zum Beispiel die Falschnachricht auf, dass Weihnachtsmärkte aus Rücksichtnahme auf Nichtchristen in „Wintermarkt“ umbenannt würden. Die Nachricht schürt latente Überfremdungängste, verbreitet sich rasant und mündet in Hasstiraden gegen Muslime.

Tipps: Das Mindestziel sollte sein, eine falsche Faktenäußerung nicht weiterzuverbreiten. Dafür gibt es ein paar einfache Schritte. Angefangen mit einem kurzen Check, wer die Information verbreitet – mit Blick ins Impressum und auf die Transparenz eines Accounts –, über einen Gegencheck, woher die Information kommt und wer noch darüber berichtet. Zur Verifizierung einer Information sollte man auch die Suchmaschinen-suche beherrschen und die Ergebnisse bewerten können sowie in der Lage sein, eine Bilderrückwärtssuche durchzuführen, die andere Orte des Bildes im Internet findet. Wer einen Fake enttarnen will, sollte die Gegen-darstellung so formulieren, dass der Fake keine zusätzliche Aufmerksamkeit bekommt. Man darf jedoch eine Falschmeldung auch nicht unkommentiert von dannen ziehen lassen.

Wir hoffen auf eine großflächige digitale Medienbildung, nicht nur an Schulen, sondern auch für Erwachsene. Denn wer bereits selbst Inhalte prüfen kann, wird gerade bei falschen Faktenaussagen meist schnell entdecken, was dahintersteckt, und somit diese nicht aktiv weiterverbreiten.



Andre Wolf
von Mimikama über
Fake News.

Merkmale

1.

Fake News festigen einseitige Sichtweisen und irrealer Weltbilder

2.

... lassen sich meist leicht widerlegen

3.

... sind trotzdem kaum aufzuhalten

&

darunter fallen falsche Tatsachenbehauptungen, Verleumdungen sowie aus dem Kontext gerissene Zitate und Zahlen.

Mimikama

Der Verein Mimikama mit Sitz in Wien wurde 2011 mit dem Ziel gegründet, Internetmissbrauch, Internetbetrug und Falschmeldungen bzw. Fakes entgegenzuwirken und zu bekämpfen. Der Fokus liegt auf den sozialen Medien wie

Facebook, Twitter und WhatsApp, in denen User-Anfragen durch die Mitarbeiter des Vereins direkt beantwortet bzw. zugesendete Informationen und Gerüchte überprüft und die Ergebnisse publiziert werden.

Dranbleiben! Es kostet Kraft, Neues in die Welt zu bringen. Die Sozialunternehmer Steven Wang und



Steven Wang

ist Gründer von Yiqiao, einer sozialen Initiative in Peking, die hochqualifizierte Universitätsabsolventen über ein Stipendium in Sozialunternehmen, NGOs oder Stiftungen einsetzt.

„Kleine Schritte gehen“

Ein Veränderer ist jemand, der mit seiner Idee die Realität zum Besseren bewegen möchte. Das muss nicht immer eine große Idee sein, im besten Fall hat sie aber einen langfristigen Effekt. Yiqiao ist eine soziale Initiative, die genau das anstrebt. Meine Motivation ist das Lernen. Das hält mich wach und offen. Als Sozialunternehmer muss ich oft meine Erwartungen an mich und andere an die

meiner Partner anpassen, sodass wir alle zu einem gemeinsamen Ergebnis kommen. Das ist nicht immer einfach. Ich versuche, meine Stärken und Schwächen zu kennen. Wenn man sich nur auf seine Schwächen konzentriert, frustriert es einen schnell, ignorieren darf man sie aber auch nicht. Leben heißt für mich geben. Ich bin überzeugt, dass es meine Verantwortung ist, noch mehr Menschen zu ermöglichen, ihrem

Leben einen Sinn geben zu können. Und: Der Erfolg hängt nicht von einer brillanten Idee ab, sondern von Beharrlichkeit. Am Ende sind es die kleinen Schritte, die eine große Veränderung herbeiführen. Mit Erfolg, denn unsere Fellows arbeiten heute in chinesischen Non-Profit-Organisationen, Stiftungen oder Sozialunternehmen, die sich mit Themen wie Armut, Umweltschutz, Bildung oder Integration auseinandersetzen.

Changemaker

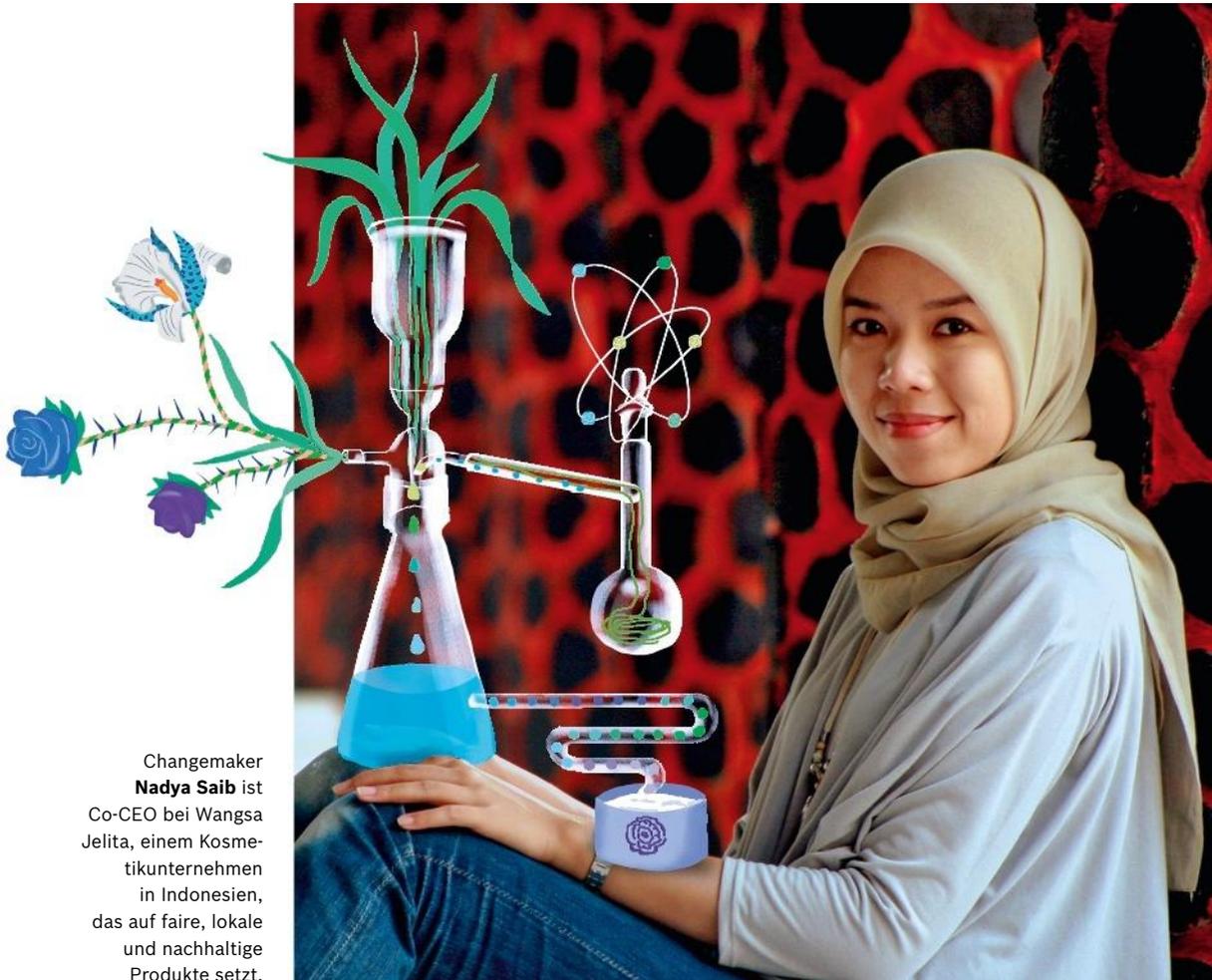
Über das Programm „ChangemakerXchange“ bringen Ashoka und die Robert Bosch Stiftung regelmäßig junge Veränderer zusammen, die an Lösungen für

soziale, ökologische und gesellschaftliche Probleme arbeiten und in Asien, Afrika, Europa und der MENA-Region tätig sind. Auf fünftägigen Gipfeln lernen sie persönlich und fachlich voneinander:

Im Austausch entstehen neue Ideen, die Teilnehmer entwickeln Initiativen und Geschäftsmodelle weiter und planen gemeinsame Projekte über Landesgrenzen hinweg. Besonders überzeugende,

innovative Projektideen werden im Anschluss an die Treffen gefördert. Seit dem Start 2012 wurden 90 Kooperationsprojekte durchgeführt, die rund 100.000 Menschen erreicht haben.

Nadya Saib wollen mit ihren Ideen die Welt verändern.
Was gibt ihnen Durchhaltevermögen?



Changemaker
Nadya Saib ist
Co-CEO bei Wangsa
Jelita, einem Kosme-
tikunternehmen
in Indonesien,
das auf faire, lokale
und nachhaltige
Produkte setzt.

„Nimm es nicht persönlich“
Manchmal setze ich mich an die Service-Hotline unseres Unternehmens und spreche mit unseren Kunden. Es fühlt sich gut an, dass unsere Produkte den Menschen etwas bedeuten. Natürlich gibt es auch negatives Feedback, aber allein dass Kunden anrufen, zeigt mir, dass ihnen unsere Produkte wichtig sind. Mich motiviert mein Job, das empfinde ich als großes Glück. Mich motiviert Fortschritt im Unternehmen wie bei meinen Mitarbeitern. Aber natürlich gibt es auch Zeiten, in denen ich mich extrem demotiviert fühle, sogar häufig. Ich habe so viele persönliche Enttäuschungen erlebt wie Kunden oder Partner, die einfach

nicht wieder auftauchen. Ich habe selbst Fehler gemacht: die falschen Leute eingestellt oder eine falsche Umsatzerwartung einkalkuliert. Die Liste könnte ich ewig weiterführen. Meine bitterste Erfahrung bisher war, auf den falschen Bewerber gesetzt zu haben. Ich habe daraus gelernt, wie wichtig es ist, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die deine Vision teilen. Und es ist wichtig, dass die Person zur Kultur des Unternehmens passt. Ich denke sogar, dass dies noch wichtiger ist als ein exzellenter Lebenslauf. Ich habe mit der Zeit gelernt, meine Fehler anzunehmen und nicht alles persönlich zu nehmen. Ich suche nach Hilfe, wenn ich nicht weiterkomme. Bei

Freunden, der Familie oder Kollegen. Teil der „ChangemakerXchange“-Community zu sein ist wertvoll. Ich habe dort gelernt, wie wichtig es ist, auf das eigene Wohlbefinden zu achten. Das Gefühl, ausgebrannt zu sein, ist schlicht ein Zeichen dafür, dass mein Wohlbefinden aus der Balance ist. So einfach es ist, so wichtig ist es. Wenn ich mich nicht mehr wohlfühle, höre ich mit dem auf, was ich gerade tue und versuche, den Kopf freizukriegen. Schlaf hilft außerdem. Wenn ich mich wieder besser fühle – und nur dann –, kann ich eine Situation oder ein Problem besser einschätzen und überlegen, welchen nächsten Schritt ich gehen möchte.



Norbert Kunz ist Ashoka-Fellow und Geschäftsführer der Social Impact gGmbH, die bereits mehreren Tausend Unternehmen Gründungshilfe leisten konnte. Seit 2011 fokussiert sein Unternehmen auf die Unterstützung von Social Start-ups, um soziale Innovationen voranzutreiben.

GESPRÄCH
Martin Petersen

FOTOS
Daniel Hofer

Braucht die Gesellschaft neue Lösungen?

Klimawandel, Migration, Urbanisierung, alternde Gesellschaft, Digitalisierung, die Europäische Finanzkrise und das Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen – die Liste gesellschaftlicher Herausforderungen ist gegenwärtig lang. Wie finden wir gute Lösungen? Und müssen diese zwingend neu sein? Fragen an den Sozialunternehmer **Norbert Kunz** und die Transformationsforscherin **Julia Wittmayer**.

Julia Wittmayer erforscht soziale Innovationen und soziale Nachhaltigkeit an der Erasmus Universität Rotterdam. Sie nahm eine leitende Rolle im Forschungsprojekt „Transit“ ein, das von 2014 bis 2017 untersuchte, welchen Einfluss soziale Innovationen auf den gesellschaftlichen Wandel und die Selbstbestimmung von Menschen haben können.



Soziale Innovation bezeichnet die Verbreitung von neuen methodischen Ansätzen, Produkten und Dienstleistungen, die darauf abzielen, gesellschaftliche

Probleme zu lösen. Das müssen keine technologischen Ansätze sein – ein bedeutendes Beispiel ist die Sozialversicherung der 1880er-Jahre.

Norbert Kunz, Sozialunternehmer

„Eigentlich müssten wir uns abschaffen“

Herr Kunz, welche Rolle sollte die Zivilgesellschaft übernehmen, um auf die aktuellen Herausforderungen zu reagieren?

Norbert Kunz: Möglicherweise werden unsere Urgroßenkel sagen, es war Anfang des 21. Jahrhunderts, als diese Zeitenwende begann. Diese Generation wird auf unsere Zeit zurückblicken so wie wir heute auf das Industriezeitalter. Ich persönlich glaube, dass weder unsere politischen noch die sozialen Strukturen den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts gerecht werden. Und dass wir wahrscheinlich – und hoffentlich – in eine neue Phase eintreten, in der das zivilgesellschaftliche Engagement, die Netzwerkorganisation und autonome Entscheidungsfindungsprozesse viel stärker die Bilder der Zukunft zeichnen.

Ist das der Antrieb, mit dem Sie junge Sozialunternehmer beim Gründen von Start-ups unterstützen?

Ja. Wir stellen fest, dass die großen Strukturen in der deutschen Sozialwirtschaft keine ausgeprägte Innovationskultur haben. Wir wissen, dass die Start-ups viel beweglicher, schneller und eher in der Lage sind, neue Produkte und Services zu generieren und an den Markt zu bringen, als die großen Wohlfahrtseinrichtungen. Insofern sind Social Start-ups Innovationstreiber der Sozialwirtschaft. Es bietet sich durchaus eine Zusammenarbeit von zum Beispiel Wohlfahrtsverbänden mit Social Start-ups an. Die einen verstehen, wie der Markt und die Finanzierung funktionieren,

wie die Distribution funktioniert, und die anderen sind agil, schnell und in der Lage, ohne äußere oder innere Zwänge Überlegungen zu neuen Produkten oder Dienstleistungen anzustellen. Wir können das ja wunderbar an den Beispielen der Flüchtlingskrise beobachten. Lange bevor die Politik strukturierte Hilfeleistungen anbieten konnte, reagierten die Zivilgesellschaft und vor allem die selbstorganisierten Initiativen.

Passiert es in Ihrem Bereich häufig, dass man eine Innovation voranbringt und auf dem Weg merkt, dass die Idee schon existiert?

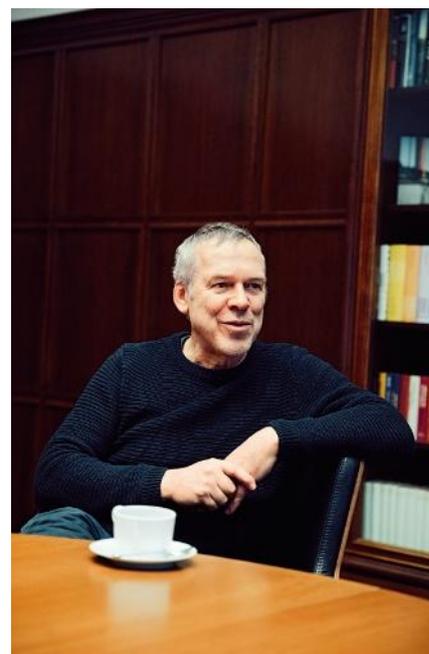
Es gibt viele Produkte in der Start-up-Szene, die sich am Markt nicht sofort durchsetzen. Ein paar Jahre später wird die gleiche Idee vielleicht in einer anderen Konstellation erfolgreich. Aus meiner eigenen Erfahrung: Ich war Vorstand der ersten Car-Sharing-Organisation in Deutschland. Wir hatten 4.500 Kunden und kein Investor wollte uns Geld geben. Unsere Idee wurde von der Deutschen Bahn übernommen und Flinkster ist ein Erfolgsmodell.

Wir sind gescheitert, aber die Idee hat überlebt. Gerade im sozialunternehmerischen Bereich ist die Entwicklung des Geschäfts gar nicht so wichtig. Eigentlich müssten wir uns abschaffen! Wenn die Mission eines Sozialunternehmers darin besteht, ein gesellschaftliches Problem zu lösen, dann müsste er sich abschaffen, wenn das gesellschaftliche Problem gelöst ist.

Sind gesellschaftliche Probleme etwas, das sich reduzieren und letztlich abbauen lässt?

Per se nicht, aber wir sind natürlich daran interessiert, dass bestimmte gesellschaftliche Probleme nicht mehr auftauchen. Wenn ich zurückblicke, kann ich mich daran erinnern, dass wir Ende der Achtzigerjahre gesagt haben, Altersarmut sei kein Thema mehr in Deutschland. Heute braucht man hier wieder neue Ansätze.

Mein persönlicher Wunsch ist, dazu beizutragen, dass weniger gesellschaftliche Probleme entstehen. Das wäre auch viel ökonomischer, als einen Reparaturbetrieb aufzubauen. Konkret heißt das, wenn man die Debatte um die Reichtumsverteilung in Deutschland anders führen würde, dann hätte man zum Beispiel keine Altersarmut, keine Armut von alleinstehenden Frauen, man hätte nicht 20 Prozent von Kindern, die von Armut bedroht sind, in unserem Land. Das ist eine politisch-soziale Diskussion. Und es wäre wirkungsvoller, darüber nachzudenken, als Projekte zu finanzieren, die gegen die Kinderarmut kämpfen.



Julia Wittmayer, Transformationsforscherin

„Es geht nicht um das Neue an sich“

Frau Wittmayer, wie finden wir als Gesellschaft Lösungsansätze für die Herausforderungen unserer Zeit?

Julia Wittmayer: Ausgangspunkt unseres Transit-Forschungsprojekts war die Überzeugung, dass es angesichts der Herausforderungen eine Transformation braucht, also nicht Optimierung, sondern eine strukturelle Veränderung. Deshalb lag der Fokus unserer Untersuchung auf solchen sozialen Innovationen, die dominante Strukturen verändern oder ersetzen können.

Welche dominanten Strukturen meinen Sie?

Das, was in unserer Gesellschaft als normal gilt, zum Beispiel das Verwenden von Geld als Tauschmittel oder die Trennung von Konsumenten und Produzenten mit langen Ketten dazwischen. Es geht darum, diese Strukturen in der Breite herauszufordern.

Welche Akteure sind besonders gefordert, den Transformationsprozess zu gestalten?

Akteure aus allen Bereichen, Staat, Gesellschaft und Markt sollten eine Rolle spielen. Innovation kann aus all diesen Bereichen kommen, von klein bis ganz groß. Wenn man zwischen diesen Sphären hybride Organisationsformen bildet, findet Innovation statt.

Ist Innovation per se gut oder gibt es auch eine Kehrseite des Strebens nach neuen Lösungen?

Es geht gar nicht so sehr um das Neue, vielmehr um etwas, was wir Re-Invention nennen, also eine Wiederent-



deckung oder Wiedererfindung. Viele der sozialen Innovationen, die wir uns heutzutage anschauen, gibt es schon ganz lange, sie müssen nur aufs Neue gefunden und in neue Kontexte gesetzt werden. Ein Beispiel ist Urban Gardening, das im Grunde eine Wiedererfindung des Schrebergartens ist.

Welche Rolle können Stiftungen übernehmen, um speziell Re-Inventionen zu fördern?

Dadurch, dass Stiftungen weder an die Regeln des Marktes noch der öffentlichen Hand gebunden sind, haben sie viel mehr Freiraum. Sie könnten helfen, gezielt nach schlafenden potenziellen Innovationen zu suchen und

diese für unsere Zeit zu aktivieren. Ein Werkzeug dafür ist partizipative, kollaborative Forschung: Man bringt Menschen aus den verschiedenen Sphären Markt, Staat und Gesellschaft zu einem Thema wie den Klimawandel ins Gespräch. Wir nennen das Aktionsforschung.

Wie schaffen es Stiftungen, ohne Marktdruck innovativ und am Puls der Zeit zu bleiben?

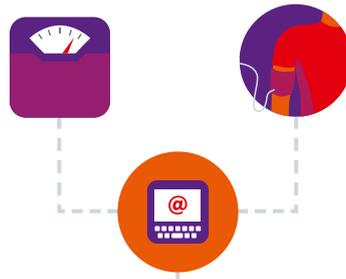
Es geht nicht um das Neue an sich, sondern darum, zu schauen, was eine Innovation braucht, um eine größere Wirkung zu erreichen. Stiftungen sollten den Begriff des Neuen loslassen und sich fragen: Sind die Dinge, die wir als Stiftung denken, transformativ genug? Können wir sie bis zu 15 Jahre in die Zukunft begleiten und unterstützen? Stiftungen haben eine einzigartige Position, sie können zwischen den Marktakteuren, den Gesetzgebern und der Zivilgesellschaft vermitteln. Diese Verbindung braucht man bei der Weiterverbreitung einer Innovation.

Welchen Einfluss hat eine Vernetzung der verschiedenen Akteure auf die sozialen Innovationen?

Sie birgt Chancen und Gefahren gleichermaßen. Für viele der Innovatoren, die wir uns angeschaut haben, ist Identität sehr wichtig. Es geht ihnen um Werte. Sie agieren lokal, sind aber auch global vernetzt. Das Streben nach Vernetzung hat viel damit zu tun, dass es identitätsstiftend ist, Teil eines größeren Ganzen zu sein. Doch je größer eine Initiative wird, desto wichtiger wird die Frage, inwieweit man die inneren Prinzipien einer Innovation - wir nennen das „radical core“ - beschützen kann, während diese gemainstreamt wird. Viele der lokalen Initiativen sagen vor diesem Hintergrund, ich finde das prima, lokal zu bleiben, ich muss nicht skalieren. Stiftungen könnten diesen lokalen Initiativen beim Explizieren ihrer radikalen Prinzipien helfen und im nächsten Schritt dann, an diesen festzuhalten. Wenn man dafür eine Struktur entwickeln könnte oder ein Enabling, das wäre sicher eine interessante Aufgabe.

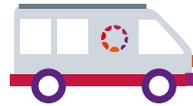
1

Stefan, 67, lebt auf dem Land und leidet unter Herzinsuffizienz. Als sein Hausarzt in Rente ging, zog dessen Nachfolger mit der Praxis ins neue PORT-Zentrum der neun Kilometer entfernten Kreisstadt. Dort hat Stefan heute einen Termin. Wir begleiten ihn bei seinem Besuch.



Telemedizin

2



Schon vor seinem **Aufbruch** mit dem Fahrdienst hat Stefan wie jeden Tag sein Körpergewicht und den Blutdruck an seinen Arzt übermittelt. Dazu nutzt er eine kleine Box mit Display, die per Funk mit seiner Waage und Armmanschette verbunden ist – ein Telemedizingerät.

PORT



3

Bei seiner Ankunft im **PORT-Zentrum** wird Stefan von seinem Terminkoordinator begrüßt, der seinen heutigen Besuch gut vorbereitet hat. Stefans Tagesplan sieht heute vier Stationen bei seinem Versorgungsteam vor.

5

Der Hausarzt kann bei Bedarf Fachärzte per Videoschaltung in die Sprechstunde einbeziehen, das nennt sich **Telekonsil**. Die so hinzugezogene Kardiologin kann gemeinsam mit dem Hausarzt ausschließen, dass Stefans Herzleistung sich verschlechtert hat.



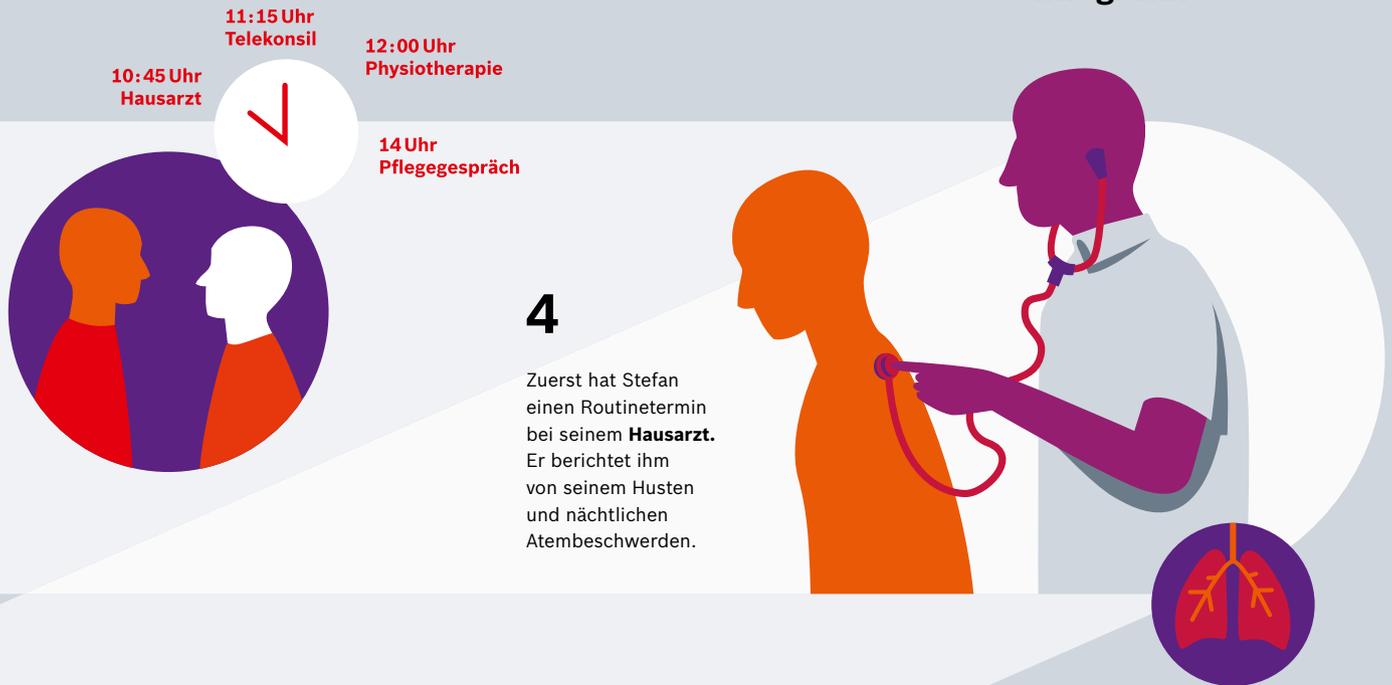
6

Die **Physiotherapeutin** hilft Stefan bei einer Übung, die ihm in der Herzsportgruppe schwerfällt.

7

Stefan hat zum Abschluss seines Besuchs im PORT-Zentrum noch einen Termin bei seiner **Pflegefachkraft**. Mit ihr geht er seine Fragen und eine Checkliste durch, die ihm den Alltag mit seiner Herzinsuffizienz erleichtern soll.





Ein Besuch im Gesundheitszentrum der Zukunft

In strukturschwachen Regionen gibt es immer weniger Arztpraxen, zugleich steigt bundesweit die Zahl der Menschen mit chronischen und Mehrfacherkrankungen. Auf der anderen Seite stehen neue technische Möglichkeiten wie zum Beispiel Telekonsile zur Verfügung. An Chancen und Herausforderungen wie diese muss sich die Gesundheitsversorgung anpassen.

Hier setzt die Robert Bosch Stiftung mit dem Programm PORT an, das neue Modelle der regionalen

Gesundheitsversorgung fördert. PORT - das steht für Patientenorientierte Zentren zur Primär- und Langzeitversorgung. Ziel des Programms ist die Entwicklung von modellhaften Gesundheitszentren mit multiprofessionellen Teams, die umfassende Versorgung aus einer Hand anbieten und den Patienten dabei in den Mittelpunkt stellen. Die Versorgung soll ausgerichtet am regionalen Bedarf und eingebettet sein in die vielfältigen Aufgaben in der Betreuung chronisch Kranker.

Dazu gehören auch Maßnahmen der Gesundheitsförderung und Prävention im kommunalen Umfeld.

Schon heute entstehen die ersten PORT-Zentren. Anfang 2017 erhielten fünf Initiativen den Zuschlag für die Förderung. Die Robert Bosch Stiftung stellt dafür zwei Millionen Euro zur Verfügung; sie organisiert Vernetzungstreffen, Fachtagungen und Studienreisen zu vorbildlichen Einrichtungen im Ausland.

8

Auf dem **Heimweg** hält der Fahrdienst bei der Apotheke, bei der schon mehrere Medikamente für Stefan bereitliegen, auch eines, das ihm das Abhusten erleichtern soll. In sechs Wochen hat Stefan seinen nächsten planmäßigen Tag im PORT-Zentrum.



Nachrichten aus unserer Stiftung

Projektneuigkeiten aus Tunesien und Singapur, aus Baden-Württemberg und Berlin.



Forum für Friedensakteure

Wie können diejenigen, die schwere Menschenrechtsverletzungen und Kriegsverbrechen begangen haben, zur Verantwortung gezogen werden? Wie müssen Konflikte aufgearbeitet werden, um neue Gewalt zu verhindern? Zu Fragen rund um Wahrheit, Gerechtigkeit und Gedenken in Post-Konfliktgesellschaften brachte die Robert Bosch Stiftung beim Global Community Forum im November 120 Friedensakteure aus über 40 Ländern zusammen. Teilnehmer des Forums in Berlin war unter anderem Pablo de Greiff, erster Sonderberichterstatter der Vereinten Nationen zur Förderung von Wahrheit, Gerechtigkeit, Rehabilitation und Garantie der Nichtwieder-

holung. Als wesentliches Hemmnis bei der Aufarbeitung von Konflikten nannte de Greiff die weltweit zunehmende Einschränkung der Zivilgesellschaft. Deren Rolle betonte auch Forumsteilnehmer Stephen J. Rapp, ehemaliger Botschafter für das Office of Global Criminal Justice des US-Außenministeriums. „Gesellschaften können die Dämonen von Gewalt wieder einfangen“, sagte Rapp. Doch dafür brauche es die Zivilgesellschaft, denn Politik, Militärs und Gewaltakteure würden das Schweigen nicht alleine durchbrechen.

Das „Global Community Forum: Truth, Justice and Remembrance“ setzt sich für den Aufbau und die Vernetzung einer globalen Gemeinschaft von Friedensakteuren ein, die sich in (Post-)Konfliktgesellschaften für Aufarbeitung engagieren.

62

Sprachen sprechen die 200 Schülerinnen und Schüler aus aller Welt am UWC Robert Bosch College in Freiburg. Die Idee: Durch Kulturaustausch und das Erleben von Unterschieden und Gemeinsamkeiten eine nachhaltig friedlichere Zukunft zu schaffen.

Fotos: Manuel Frauendorf, Bjoern Haenssler (2), Antia Back



Neue Talente – alte Bekannte

Ein unglaublicher Zufall hat zwei Jugendliche aus Syrien, die sich in den Wirren der Flucht aus den Augen verloren hatten, wieder zusammengeführt: Ammar Kamel und Rose Jallpout waren früher beide in syrischen Jugend-Nationalmannschaften aktiv – Ammar bei den Triathleten und Rose bei den Schwimmern. In Deutschland wurden sie 2017 beide für das Schüler-Stipendienprogramm „Talent im Land“ der Robert Bosch Stiftung und der Baden-Württemberg Stiftung ausgewählt. Und so haben sie sich bei der Festveranstaltung zur Aufnahme der neuen Stipendiaten im November in Stuttgart wiedergetroffen.



Netzwerk für Gleichberechtigung

In Tunesien gibt es viele Organisationen, Aktivisten und Wissenschaftler, die sich für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern einsetzen – doch bislang fehlt ihnen ein Netzwerk für Austausch und gemeinsame Kampagnen. Mit 3eshra soll das anders werden: Das gemeinsame Projekt der Robert Bosch Stiftung und des Maghreb Economic Forum fördert zehn Fellows, die bis in die hintersten Winkel des Landes reisen, um regionale Gruppen sowie ein nationales Netzwerk aufzubauen. Vor allem zwischen den Akteuren in der tunesischen Hauptstadt und in den Regionen gab es bisher kaum Informationsaustausch und nur wenig Zusammenarbeit. Im Herbst 2017 ist 3eshra gestartet, mit äußerst positivem Echo in den tunesischen Medien. Ende 2018 wird sich das neue Netzwerk auf einer Konferenz in Tunis der Öffentlichkeit vorstellen, mit ausgewählten Projekten und vielen Engagierten.

Neue Verbindung zwischen Regierung und Bürgern

Der indisch-amerikanische Politikwissenschaftler Parag Khanna gehört seit Herbst 2017 zu den Fellows der Robert Bosch Academy in Berlin – und das, woran er dort forscht, trifft offenbar einen Nerv der Zeit. Der Deutschlandfunk interviewte Khanna, als die Jamaika-Verhandlungen in die Sackgasse liefen; das Handelsblatt bat ihn um einen Gastbeitrag zur Zukunft der Demokratie, und Die Zeit veröffentlichte seinen Standpunkt in dem Artikel „Digital demokratisch“. Khanna verfolgt den Ansatz der „Direkten Technokratie“. In dessen Zentrum steht die Digitalisierung und die These, dass sie heutige Regierungsformen verbessern und zum Beispiel einem erstarkenden Populismus entgegenwirken kann.

„Das neue Zeitalter benötigt auch eine neue Form von Staat“, schreibt Khanna, „einen Staat, der Demokratie und Daten gleichermaßen dafür nutzt, bessere Regierungsarbeit zu liefern.“ Das bedeutet zum Beispiel: Wo neue Kitas oder bezahlbarer Wohnraum ge-

braucht werden, erfährt eine Regierung aus Datenerhebungen – und durch den aktiven Austausch mit den Bürgern. Dafür werden digitale Kanäle und flächendeckendes schnelles Internet benötigt. „Was die Internetgeschwindigkeit angeht“, so Khanna, „liegt Deutschland aktuell eher auf einem Niveau mit Südeuropa als mit Skandinavien.“

Vorbildcharakter hat für den Forscher Singapur. Dort werden landesweit Breitband-Verbindungen zur Verfügung gestellt, auch damit die Menschen wirtschaftlich stärker in der digitalen Branche aktiv werden. In dem südostasiatischen Stadtstaat liegt auch Parag Khannas akademische Heimat: Er ist Senior Research Fellow am Centre on Asia and Globalization der Nationaluniversität Singapur. Der Aufenthalt an der Robert Bosch Academy in Berlin soll ihm den Freiraum bieten, sich jenseits seiner regulären Aufgaben mit vielfältigen Themen zu beschäftigen und sich mit europäischen Entscheidungsträgern auszutauschen.

12 %

der Deutschen vertrauen nicht in Wissenschaft und Forschung, 37 Prozent sind unentschieden, hat das von der Robert Bosch Stiftung geförderte Wissenschaftsbarometer 2017 ergeben. Mit ihrer Förderung will die Stiftung Expertenfeindlichkeit und Fake News entgegenwirken.



Weil es alles beeinflusst

Das neue Erscheinungsbild ist Ausdruck einer inneren Entwicklung der Robert Bosch Stiftung – aber auch das Ergebnis intensiver Arbeit. Die wichtigste Person, die diesen Prozess über alle Phasen gesteuert hat, ist Tanja Frey, die Grafikerin der Stiftung.

S

o entspannt zurücklehnen konnte sich Tanja Frey in den vergangenen Monaten kaum. Seit mehr als 13 Jahren ist sie für das Design der Stiftung verantwortlich. Sie weiß, was ein gutes Foto ausmacht. Also lächeln und entspannen, auch wenn der Stress am größten ist.

Mehr als zwei Jahre hat Frey an dem weiterentwickelten Corporate Design (CD) gearbeitet, dem visuellen Erscheinungsbild der Stiftung. Die ersten Ideen entstanden schon im Sommer 2015, in der Stiftung eine Zeit der Veränderungen. Weiterentwicklung der Strategie, schlankere Prozesse und vor allem eine neue Kultur mit weniger Formalien und mehr Verantwortung und Freiraum für die Mitarbeiter. Die alte Gestaltung mit starren Rahmen und Grau als dominanter Farbe passte nicht mehr. Auch funktional stammte das Design, obwohl erst vor zehn Jahren eingeführt, aus der analogen Steinzeit, nur bedingt geeignet für die digitale Welt, über deren Kanäle die Stiftung längst viel mehr Menschen erreicht als mit bedrucktem Papier. Im Oktober 2015 luden Tanja Frey und ihre Kollegen mehrere Agenturen ein, ihre Ideen

Prinzip Baukasten: Acht neue Farben und Muster erweitern das neue Erscheinungsbild, das je nach Zielgruppe variabel kombiniert werden kann.



zu präsentieren. Die Wahl fiel auf Strichpunkt Design aus Stuttgart – der Beginn einer intensiven und fruchtbaren Zusammenarbeit. Am Anfang stand die Frage nach der Identität. Für was steht die Robert Bosch Stiftung? Welche Werte hat sie? Welche Bedeutung hat die Person Robert Bosch? Was treibt die Menschen an, die hier arbeiten? „Wir müssen mit unserem Design beweisen,

wer wir heute sind. Dass wir beweglich sind, vielfältig und offen“, erklärt Tanja Frey. Gleichzeitig ist klar, dass das neue CD kein Bruch mit der Vergangenheit sein soll, sondern ein Bekenntnis zum Stifter und zu der über 50-jährigen eigenen Geschichte.

Frey und die Agentur-Kollegen haben zunächst die Grundelemente des neuen Designs definiert. Zu den existierenden Farben Grau, Rot und Weiß kommen acht Farben hinzu, außerdem acht Muster. Genau so entwickelten sie Prinzipien für den Umgang mit Schrift, Bildern, Grafiken. Und – ein neues Logo. Erstmals

Pragmatische Perfektionistin: Grafikerin Tanja Frey in ihrem Büro in der Stuttgarter Robert Bosch Stiftung. Von hier aus steuert sie den Gestaltungsprozess.



Was ist also die Identität der Stiftung?

erhält die Stiftung eine Bildmarke: rb, die Initialen des Stifters. Die Bildmarke ist Teil des Logos, kann aber auch alleine stehen. Das ist wichtig für kleine Formate, eröffnet aber auch sonst neue Gestaltungsmöglichkeiten.

Damit sind die wichtigsten Entscheidungen getroffen. Für Tanja Frey aber geht die Arbeit erst richtig los. Briefpapier, Präsentationen, Schilder, Visitenkarten – alles muss neu gemacht werden, Frey steuert insgesamt 77 Teilprojekte mit Entwürfen, Korrekturen und Freigaben.

Was war für sie die wichtigste Erkenntnis? „Eine gute Corporate Identity braucht ihre Anwender im Prozess“, ist Frey überzeugt. Die Präsentation vor den Kollegen war emotional, schließlich ist so ein Projekt wie ein eigenes Kind, so Frey – und der Applaus zum Schluss war eine große Erleichterung. Das Projekt hat auch sie selbst verändert. „Ich bin entspannter geworden. Wenn man einen Hang zum Perfektionismus hat, muss man dem Pragmatismus Raum lassen, damit die Dinge in die Welt kommen.“ Tanja Frey blickt auf. Eine Corporate Identity zu erweitern ist ein Prozess, der behutsam und radikal gleichzeitig ist. Warum radikal? „Weil es alles beeinflusst.“



Jakob Preuss ist Dokumentarfilmer. Sein Film „The Other Chelsea“ wurde 2007 im „Grenzgänger“-Programm der Robert Bosch Stiftung gefördert. Von 2001 bis 2002 war der gebürtige Berliner außerdem Stipendiat im Stiftungskolleg für internationale Aufgaben.

**„Man darf nie
aufhören, sich
selbst infrage
zu stellen“**

Jakob Preuss

wurde zwei Mal von der Robert Bosch Stiftung gefördert, als angehender Diplomat und als junger Filmemacher. Wie hat ihn das geprägt?

Ich hatte schon immer eine große Neugier, vor allem auf Menschen, auf Geschichten, auf andere Lebenswelten. Nach meinem Studium wäre ich fast im diplomatischen Dienst gelandet, was nie mein Traumberuf war, aber ich wollte arbeiten und dabei die Welt sehen. Zu der Zeit war ich im Stiftungskolleg für internationale Aufgaben, das war für mich ein ganz tolles Jahr, in Moskau und im Auswärtigen Amt. Aber ich habe gemerkt, dass ich mich in großen Institutionen nicht entfalten kann.

Das Stiftungskolleg hat mich stattdessen zum Filmemachen gebracht. 2002 betreute ich einen iranischen Professor auf einer Islamkonferenz im Auswärtigen Amt. Der Professor ermöglichte mir Kontakte und ein Visum, um einen Film über jugendliche Lebenswelten im Iran zu drehen. Ich nannte ihn „Zerrissener Iran“, er war nur 52 Minuten lang und noch nicht ganz so professionell gemacht.

Ab 2004 entstand dann die Idee zu meinem ersten Langfilm. Ich war als Wahlbeobachter in der Ukraine, in Donezk. Zuvor war ich länger in Russland und hatte einen etwas chauvinistischen russischen Blick auf die Ukraine, die man ja in Russland nicht immer für voll nimmt. Ich war überrascht, was ich dort vorfand, das stark Prorussische, das Misstrauen gegenüber der

internationalen Gemeinschaft, die noch sehr sowjetisch geprägte Gesellschaft, auch das Geld, das dort durch Kohle und Stahl in einer gewissen Bevölkerungsschicht vorhanden war. Da wusste ich, ich will einen Film über die Menschen und Verhältnisse dort machen.

Damals war das Thema völlig inaktuell: Keiner kannte die Ostukraine und es war schwierig, die Leute zu überzeugen. Aber mithilfe des „Grenzgänger“-Stipendiums konnte ich in Donezk Protagonisten finden und erste

„Mich interessiert es, wenn Welten aufeinanderstoßen“

Aufnahmen für einen Teaser machen. Das ist unglaublich wichtig, denn man kann ein Projekt keinem Sender vorstellen, ohne dass die Geschichte schon relativ weit ist. Dieser erste große Film hat mir viel ermöglicht, ich habe in der Folge bei vielen Institutionen einen Vertrauensvorschuss bekommen.

„Als Paul über das Meer kam“, mein zweiter Langfilm, hat eine universelle Identifikationskraft. Schon das Thema Migration ist unglaublich universell. Dann ist die Figur von Paul sehr zugänglich, die Leute leiden mit ihm mit, sie lachen mit ihm, auch in China, in Brasilien, im Kamerun, überall, wo ich den Film gezeigt habe. Wenn Verständnis für Fremde ein Ergebnis ist, finde ich das schön, aber ich sehe mich eher als Künstler.

Beim Filmemachen zeigt sich mir immer wieder, wie wichtig Begegnungen sind und dass man nie aufhören darf, sich selbst infrage zu stellen. Ich war zum Beispiel bereits vor diesem Film Antirassist, aber hauptsächlich, weil es in meiner Umgebung zum guten Ton gehört. Erst durch die Begegnung mit Paul habe ich die tiefe Überzeugung gewonnen, dass

Gene oder ethnische Zugehörigkeit nicht über das Potenzial eines Menschen entscheiden.

Deshalb muss man auch jegliche Art von ethnischem Nationalismus bekämpfen, indem man – auch durch Filme – Menschen eines Besseren belehrt. Dadurch, dass ich auch in der politischen Welt zu Hause bin, konnte ich den Film über Paul in Ministerien zeigen, im Auswärtigen Amt, in politischen Stiftungen und im Bundestag. Ich denke schon, dass ich damit auch politisch etwas bewirken kann.

Trotzdem bin ich kein grundoptimistischer Mensch, der glaubt, alles verändern zu können. Ich bin tief in mir drin schon Existenzialist. Aber die Bürde des Sisyphos und unseres absurden Schicksals sollte uns nicht abhalten, Sinn zu stiften und zu versuchen, Dinge zu verändern. Ob dies überhaupt gelingen kann, ist eine philosophische Frage für mich.

Als Nächstes will ich einen Film in Tunesien drehen. Dort gab es 2015 diesen Anschlag in Sousse, wo ein junger Mann 38 europäische Touristen am Strand erschossen hat. Der Attentäter kam aus einer Kleinstadt, war Skater und Kiffer. Ich will versuchen, in die



Preuss' erster Langfilm, „The Other Chelsea“ (2010, oben) zeigt die Gegensätze zwischen Macht-Elite und Bergwerksarbeitern in der ostukrainischen Stadt Donezk – fünf Jahre bevor Krieg ausbrach.

Für seinen neuen Film „Als Paul über das Meer kam“ (2017, unten) begleitete Preuss einen Kameruner auf seiner Flucht von Marokko bis Deutschland und wurde dabei selbst mehr und mehr Teil der Erzählung.

se Welten einzutauchen. Sowohl in seine als auch in diese All-inclusive-Touristenwelt, die wiederum die Sichtweise vieler Tunesier auf Europa prägt. Dieses Aufeinanderstoßen von Welten und die Dynamiken, die dabei entstehen, interessieren mich – aber genauso die Gemeinsamkeiten der Menschen, die es bei allen Unterschieden auch gibt.



10 Fragen von Mareike Nieberding:



Mareike Nieberding, 30, hat in Berlin und Paris Literaturwissenschaft und Publizistik studiert. Seit der Ausbildung zur Redakteurin schreibt sie für Neon, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung und Die Zeit. Nach der Wahl von Donald Trump hat sie DEMO gegründet.

Wann beginnt die Zukunft?

Warum stellen Sie sich nicht zur Wahl?

Was würden Sie in Deutschland verändern?

Dienen Sie der Demokratie oder andersrum?

Was war früher schlechter?

Fällt Ihnen eine bessere Gesellschaftsform als die Demokratie ein?

Was macht Ihnen mehr Angst: Sie selbst oder die anderen?

Wann haben Sie das letzte Mal etwas Neues ausprobiert?

Würde Ihre Veränderung vor allem Ihnen oder der Mehrheit nutzen?

Was hält Sie davon ab, sich zu engagieren?

DEMO

ist eine parteiübergreifende Jugendbewegung für Demokratie und Dialog. DEMO kämpft für eine offene Gesellschaft und hat im Wahljahr 2017 viele junge Menschen in Workshops an Berufs-

schulen und auf Aktionen in ganz Deutschland für Politik begeistert und zum Wählen motiviert. Die Bewegung wurde im Rahmen der „Aktionen für die offene Gesellschaft“ der Robert Bosch Stiftung unterstützt.

